Graph.
4

H. L. 174 d   H. L. 174. D.

~~Hist lit part De Arte scrib. 1359.~~
l 3. C. 11.

Graph &

4.   Amelang

Bibl. Flott. univ.
Vol. I. Ars scribendi
Pg. 214.

Von dem

Alterthum der Schreibekunst

in der Welt,

besonders zu Briefen,

und

insbesondere von der Correspondenz im Homer.

Von

Johann Gottfried Amelang,

Königl. geheimen Post-Secretär und erstem Archivar des Gen. Post-Amts.

Es ist eine weibliche Natur, die ihre Frucht unter ihrem Busen bewahrt. Diese Frucht ist zwar stumm, giebt aber doch einen so großen und deutlichen Laut von sich, daß er über Land und Meer, wie es den Menschen gefällt, wenn sie von einander entfernt sind, vernommen, und wer ihr nahe ist, verstanden wird.

Sappho.

Leipzig,

bey Friedrich Gotthold Jacobäer,

1800.

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sr. Hochfreyherrlichen Excellenz

dem

Hochwohlgebohrnen Freyherrn

Hans Ernst Dietrich von Werder,

Sr. Königl. Majestät von Preußen wirklich Geheimen Etats- und Krieges-Rath, Vice-Präsidenten und dirigirenden Minister bey dem General Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Directorio, Ritter des rothen Adler-Ordens, Chef des Departements von der Churmark, Magdeburg, Halberstadt, des Stempel- und Cassen-Departements, auch General-Postmeister, und des hohen Stifts zu Brandenburg Domherrn, Amtshauptmann zu Fischhausen, Erbherrn auf Rogäsen, Woltersdorf, Viesen, Groß-Wusterwitz und Gallwitz, u. s. w.

Meinem gnädigsten Chef und Herrn,

Hochwohlgebohrner Freyherr,

Gnädigster Herr!

Wenn ich mich unterstehe, Gnädigster Herr! Ewr. Hochfreyherrl. Excellenz hohen und den Königl. Staaten so glücklichen Namen, diesem kleinen Werke

vorzusetzen, und dasselbe **Hochdenenselben** in Unterthänigkeit zu widmen, und zuzueignen; so haben mich Gründe dazu veranlaßt, die, wie ich unterthänigst hoffen darf, **Ewr. Hochfreyherrl. Excellenz** nach **Dero** gerechten und edlen Denkungsart nicht ungnädig aufzunehmen geruhen werden. Einmal ist es allgemein bekannt, daß **Ewr. Hochfreyherrl. Excellenz** ein großer Freund und Beschützer der Gelehrsamkeit, der Künste und schönen Wissenschaften sind, und alle diejenigen, die sich denselben gewidmet haben, und vor allen andern unnützen Zeitvertreiben lieber obliegen, schätzen und ehren. Die Erfindung der Schriftsprache, vermöge welcher man mit wenigen Zeichen oder Buchstaben, so viel verschiedene und fast unzählige Töne sichtbarlich

darstel-

darstellen, und eine Sprache festsetzen, ausbilden und schreiben kann, ist von den Alten, besonders vom Cicero, für das größte natürliche Wunder geachtet worden, und der weise Plato hielt den Erfinder davon, entweder für einen Gott selbst, oder wenigstens für einen Gottähnlichen Mann. Die Schreibekunst ist die Erhalterin aller in der Welt vorgefallenen und noch vorfallenden wichtigen Begebenheiten, die Retterin aus der Vergessenheit, und Aufbewahrerin aller Staats- und bürgerlichen Geschäfte. Besonders zeigt sich ihr unschätzbarer Nutzen in dem erfundenen Briefwechsel, ohne welchen das Staats- und bürgerliche Leben gar nicht bestehen kann, und kaum ein Leben zu nennen ist. Und da ein Brief selbst keinen Nutzen stiftet, wenn er nicht demjenigen zu Hän-

 den

den kommt, für den er geschrieben ist, die heutigen Posten aber, statt des vor Alters gewöhnlichen unsichern und gefährlichen Botenlaufs, das beste und sicherste Mittel zu seiner Beförderung sind, welcher vortreflichen Anstalt in den Königl. Preuß. Staaten, **Ewr. Hochfreyherrl. Excellenz**, mit allgemeinem Ruhme, als **Oberster Chef** und **General-Postmeister**, vorstehen, und darüber auch die allerhöchste Zufriedenheit von drey Königen erhalten haben, und fortdaurend besitzen; so ist dies der zweyte Grund, warum ich gegenwärtige kleine Schrift, deren Inhalt ganz aus der in der alten Welt geführten, und jezt überall sehr ausgebreiteten Correspondenz besteht, **Ewr. Hochfreyherrl. Excellenz**, als ein öffentliches Denkmahl meiner

ehrfurchts-

ehrfurchtsvollen Ergebenheit habe weihen wollen. Nehmen also **Ewr. Hochfreyherrl. Excellenz** dies kleine Werk, das die Frucht meiner Erholungs-Stunden von meinen mir gnädigst anvertrauten Amtsgeschäften ist, mit der **Hochdenenselben** angebohrnen Huld und Leutseligkeit, und mit derjenigen Gnade auf, mit welcher **Sie** mir immer zugethan gewesen sind, und schätzen dies Werk nicht nach seiner Geringfügigkeit, sondern nach der Absicht und dem Herzen desjenigen, der den unterthänigsten Wunsch hinzuthut, daß Gott **Ewr. Hochfreyherrl. Excellenz** noch ferner zur Zierde, zum Wohle und zum Schutze des Staats, und insbesondere zur Freude aller Post-Bedienten, gesund und wohl, sehr lange, und bis in die spätesten Zeiten erhalten wolle,

 und

und dieses wünschet und bittet aus innigem Herzen

Hochwohlgebohrner Freyherr,

Gnädigster Herr,

Ewr. Hochfreyherrl. Excellenz

Berlin,
den 18 März 1800.

unterthänigster und gehorsamster
Verehrer,

Johann Gottfried Amelang.

Vorbe-

Vorbericht.

Die Veranlassung zu diesem kleinen Werke, ist die bey unsern Gelehrten noch immer fortdaurende Meynung, daß die Buchstabenschrift, und ihr Gebrauch zum Schreiben in der Welt so alt nicht sey, als man gemeiniglich glaubt, und daß diesem zufolge auch Homer seine Gedichte nicht geschrieben, sondern nur gesungen habe, weil er des Schreibens und Lesens ganz unerfahren gewesen sey. Um dieses Paradoxon zu beweisen, sucht man allerhand Gründe hervor, sie mögen dazu hinlänglich seyn, oder nicht, ja, einige sind so beschaffen, daß ich Bedenken tragen würde, sie vorzubringen. Wood hat hauptsächlich in seinem Original-Genie des Homers, mit seinem von aller Geschichte verlassenen Raisonnement, den Ton dazu angegeben. Andere, und unter denen der Herr Director Merian, haben dazu mit eingestimmt. Ich habe

habe aber geglaubt, hierbey nicht besser zu Werke gehen zu können, als wenn ich die Geschichte zur Hand nähme, und diese selbst vorbringen ließe, was sie davon aufbewahret hat. Dieses habe ich auch bey den berühmtesten Völkern des Alterthums, so wie ich ihre Geschichte in den Autoren gelesen habe, gethan, und mit Hülfe derselben den wirklichen Gebrauch der Schreibekunst bey ihnen, so weit hergeholet, als ich habe reichen können. Wenn nun der beste Theil Asiens, wo die Wissenschaften ihren Ursprung genommen haben, die Schreibekunst sehr fleißig getrieben hat, und von da aus, auf alle europäischen Nationen sehr früh gekommen ist, so kann ich gar nicht absehen, warum die Griechen, diese so geschäftige und witzige Nation, nur allein so nachlässig darin sollen gewesen seyn, und sich um das Schreiben nicht bekümmert haben, besonders zu Trojens Zeit, lange nach dem Empfange der phönizischen Buchstaben, dessen Krieg ich gar nicht so weit zurück setze, wie andere, die gern im Dunkeln sich aufhalten, und dann gelehrte Vermuthungen auf Vermuthungen bauen, vorzüglich zu Homers Zeit, der mit seinen Gedichten die Reihe berühmter Schriftsteller anhebt, und nicht nur seine Zeitgenossen, sondern auch seine Nachfolger in Feuer gesezt hat, ihm nachzuahmen. Der Mangel

an Schreibmaterialien zu damaliger Zeit, um solche lange Gedichte schriftlich abfassen zu können, deucht mich auch kein triftiger Grund und Einwand dagegen zu seyn. Die Comödien des Aristophanes, und die Tragödien des Euripides, werden, wenn wir sie alle hätten, den Homerischen Gedichten an Länge nicht viel nachgeben. Viele Gattungen von den Schreibmaterialien der Alten, gehen ganz unstreitig in das höchste Alterthum zurück, und kennt man denn die alte Welt nach ihren Bedürfnissen, Oekonomie und andern Umständen, auch wohl so genau, daß man zuverlässig sagen könne, dies und jenes hat sie nicht gehabt, hat es nicht haben können? Und warum denn nicht? Man zeige doch die Unmöglichkeit aus innern und äußern Gründen. Das bloße Verneinen beweist ja gar nichts, vielmehr ist es das leichteste Mittel, aus der Sache zu kommen, weil dem bejahenden Theile die Last des Beweises obliegt. So drehen wir uns immer im Kreise herum, und kommen nie weiter. Wenn die Gelehrten von Profession, deren tägliche Beschäftigung es ist, mit Büchern umzugehen, lieber den bejahenden Satz von dem hohen Alter der Schreibekunst, zu dem höchstmöglichen Grade der Gewißheit zu bringen sich bemüheten, so würden die verneinenden schimmernden Gründe bald verschwinden

den

den müssen, und keiner würde dann, wenn es auch ein Wesseling wäre, es ferner wagen, das Gegentheil zu behaupten, welches selten ohne Widerspruch mit sich selbst, wie davon die Probe bey dem Wesseling selbst zu Tage liegt, geschehen kann. Ich für mein Theil schreibe nicht aus Ruhmsucht, auch nicht um Brod, noch weniger aus einem Geiste des Widerspruchs gegen große und verdiente Männer, deren Namen ich bey ihrer Anführung in dem Werke selbst, durchaus verehre, sondern aus Liebe zur Wahrheit. Diese suche ich nur, und nach dieser Regel möchte ich auch gern meine Gründe geprüft, das Wahre darin anerkannt, und das Falsche gezeigt wissen. Und blos in dieser Absicht übergebe ich dem gelehrten Leser diese kleine Schrift, um mit den Feinden der Trojanischen und Homerischen Schreibekunst einmal in Richtigkeit zu kommen.

Inhalts.

Inhalts-Anzeige.

Erstes Hauptstück.

Von dem großen Nutzen einer schriftlichen Correspondenz für das menschliche Leben . . . S. 1

Zweytes Hauptstück.

Von dem Ursprunge und Fortgange dieser Correspondenz bey verschiedenen Hauptvölkern des Alterthums, als:

a) Bey den Hebräern. . . 26
b) — — Egyptiern. . . 36
c) — — Assyriern und Babyloniern. 54
d) — — Phöniziern. . . 62
e) — — Persern. . . 64
f) — — Griechen. . . 72
g) — — Römern. . . 100
h) — — Teutschen. . . 101

Drittes Hauptstück.

Von der Zeitperiode der Eroberung von Troja. . 119

Viertes

Inhalts - Anzeige.

Viertes Hauptstück.

Von dem Zeitalter des Homer. . S. 132

Fünftes Hauptstück.

Anmerkungen über Herrn Director Merians Abhandlung von der Schreibekunst im Homer. . 166

Sechstes Hauptstück.

Von den Aufschriften der Briefe, deren Versendungen, und Unverletzlichkeit. . . 215

Erstes

Erstes Hauptstück.

Von dem Nutzen der schriftlichen Correspondenz für das menschliche Leben.

Unter allen Erfindungen, die der menschliche Verstand entweder aus Noth und durch natürliche Bedürfnisse getrieben, oder aus Gemächlichkeit und für den Wohlstand des Lebens fühlbar, zur Beförderung des gesellschaftlichen Umgangs, zur Aufnahme der Handlung, zum Flor der Künste und Wissenschaften, zur Wohlfarth und Sicherheit der Staaten, zur Verwaltung der Regierung und Staatsgeschäfte, und zur Erleichterung des bürgerlichen Lebens, hervorgebracht hat, ist wohl keine zu nennen, die alle diese Vortheile auf einmal in sich vereinigte, und daher auf den Ruhm einer vortrefflichen Sache einen vorzüglichern Anspruch machen könnte, als die Erfindung der Buchstaben und der Gebrauch derselben zum Schreiben. Man nehme die Geschichte der Welt zur Hand, und gehe von ihr geleitet, bis auf die entferntesten Zeiten zurück, von da zu den Geschichten der Republi-

ken, Reiche und Staaten, man spüre den Triebfedern ihres Aufkommens und ihrer Größe nach, und sehe, wie sie sich in ihren Geschäfften mit einander verhalten haben; man lese die Denkmale ihrer innern Staatsverfassung, den Geist ihrer Gesetze, das Verhalten in ihrem thätigen Leben; man forsche in den Geschichtbüchern ihrer Kriege und Eroberungen, mit einem Worte, man betrachte einen Staat der alten und neuern Welt von allen Ecken und Seiten, und man wird überall die unwidersprechlichsten Beweise finden, daß die schriftliche Correspondenz die größten Einflüsse in ihre Wohlfarth gehabt habe und noch habe, und sodann gestehen müssen, daß diese Einflüsse nur von jenem göttlichen Gedanken kommen: Buchstaben zu erfinden, um Briefe zu schreiben, um dadurch Reiche, Länder, Staaten, Völker, ja alle Enden der Erden mit einander zu verbinden.

Gewiß, keine größere Wohlthat hätte dem menschlichen Geschlechte wiederfahren können, als die Erfindung der Kunst, die innern Gedanken unserer Seele, durch äußerliche willkührliche Zeichen auf eine bequeme Materie mit dienlichen Werkzeugen sichtbarlich darzustellen. Diese Kunst ist so groß, so ersprießlich und heilsam für unser Leben, daß das graue Alterthum sie, mit der andern Kunst, jene Gedanken gleichfalls durch sinnliche, ihnen entsprechende vernehmliche Töne auszudrü-

zudrücken, um dadurch alles, was man denkt, gedacht und empfunden hat, was in uns vorgegangen ist, und noch immer vorgeht, bey andern ebenfalls zu erwecken, für nicht Menschmöglich, oder doch für nicht erhaben und würdig genug, sondern für ursprünglich göttlich gehalten hat. Ich wünschte im Stande zu seyn, mit aller Wärme des Herzens, die ich fühle, diese überaus wichtige Wohlthat des Schreibens, nach seinem ausgebreiteten Nutzen, würdig und nach Verdienst beschreiben zu können. Es wäre ein Gegenstand, der die Ehre der Menschheit, und den Werth meines Vorwurfs erhöhete. Denn nur durch die Vernunft und eine ihr gemäße Anwendung im Reden und Schreiben, setzen wir uns über die niedern Bestimmungen der unvernünftigen, und ungeselligen Thiere hinweg, und beydes zur Wohlfarth der Menschheit, zum Besten der Gesellschaft im Leben vernünftig anzuwenden, welch ein unfaßbares Guth ist nicht das! Da aber der ausgedehnte Umfang dieser Materie mich allzuweit von meinem Vorhaben entfernen würde, so will ich mich bemühen, nur einen Theil davon kenntlich zu machen, und blos von dem Briefschreiben reden.

Der Endzweck desselben, so wie ihn Cicero angiebt, ein Mann, der als der größte und vortreflichste Briefsteller bekannt ist, ist: daß wir einem Abwesenden von dem Nachricht geben, was ihn oder uns

 betrift,

betrift, und uns beyden zu wissen nöthig ist *). Ein Brief ist also eine schriftliche Unterredung mit einem Abwesenden über gewisse, den einen oder den andern, den Absender oder Empfänger betreffende Angelegenheiten, und setzt in dieser Absicht ein Verhältniß voraus, darin die Menschen nicht nur nach den Gesetzen der Natur der Dinge, vermöge ihrer nothwendigen Zerstreuung auf dem Erdboden sich befinden, sondern das auch ihre verschiedenen Bestimmungs- und Berufsgeschäfte, oft auch unwidertreibliche Pflichten des Staats, und gewisse, eben so oft unvermeidliche Umstände des Geschicks, unumgänglich machen. Nun ist der Trieb zu einem geselligen Umgange mit einander, auch mit Abwesenden und Entfernten uns allen angebohren. Der erste Grund davon liegt in dem Hange nach der Geselligkeit, die im engern Sinn eine Familie ausmacht **). Hier würken die unverjährten Rechte des Bluts und Anverwandtschaft. Die Eltern verlangen den Zustand ihrer abwesenden Kinder, die Kinder den Zustand ihrer abwesenden Eltern zu wissen. Schwestern und Brüder sehnen sich, wenn sie getrennt sind, nach einem brieflichen Umgange mit einander. Freunde wünschen mit einem hinreißenden Gefühl, sich ein mahl schriftlich unterreden zu können. Die Häupter großer Gesellschaften, die Regenten eines

*) Cicer. epist. ad famil. l. 2. cp. 4.

**) H. Grot. in proleg ad I. B. et P. §. 6. 7.

nes Staats, verlangen aus våterlicher Vorsorge für das Beste ihrer Unterthanen, zu wissen, wie es mit dem Wohl derselben stehe, und ob ein jeder einzelner Bürger, und sie alle mit einander, zu ihrem gemeinschaftlichen Zwecke einer dauerhaften Glückseligkeit arbeiten. Ganze Staaten sind begierig unterrichtet zu seyn von dem, was auswårtige und benachbarte für Gesinnungen hegen, welche Entwürfe sie schmieden, welche Maaßregeln sie ergreifen, und ob ihre Absichten zu einer allgemeinen Ruhe zielen, oder Unruhe und Verderben befürchten lassen. Zu allen diesen, das Staats- und bürgerliche Leben so genau angehenden wißbegierigen Angelegenheiten, verhilft uns der vortrefliche Umgang einer schriftlichen Unterredung, der Briefwechsel. Die ganze Welt wird dadurch für uns zu einem Spiegel gemacht, darin wir alles, was um uns vorgeht, erblicken können. Wir können da, wo wir sind, ruhig bleiben, unsrer Geschåfte wahrnehmen, und doch an allen Orten und Enden zugleich seyn, unsere Gegenwart in Briefen åußern, und unser eigenes, oder das Beste des andern im allgemeinen oder besondern befördern. Die Briefe also sind das herrlichste Geschenk, das je der menschlichen Gesellschaft gegeben ist. Sie sind das Band, das recht dazu gemacht ist, Menschen mit Menschen, Familien mit einander, die Bürger zu den Pflichten des Staats, und einen Staat mit dem andern dergestalt zu verknüpfen, daß aus allen Låndern

und Reichen, gleichsam ein einiges wirksames Ganze wird, das sich in einem beständigen Leben fort beweget. Diesen brieflichen Umgang aus dem Umgange der Welt, aus der Gesellschaft der Menschen hinweg nehmen wollen, sagt Cicero weiter *), würde eben so viel seyn, als alle Geselligkeit des Lebens aus dem Leben selbst verbannen, oder gar aufheben wollen. Denn was das sey, einem Abwesenden, auch aus dem entferntesten Winkel der Erde, von dem Nachricht zu geben, woran ihm gelegen ist, einen Freund zu fragen, was er mache, worauf sich seine Sorgen und seine Wünsche richten, ihm in Gegentheil zu melden, worin meine Angelegenheiten bestehen, dies und alles das, was ein Briefwechsel süßes und angenehmes an sich hat, kann nur der recht empfinden und schätzen, der zu urtheilen im Stande ist, mit welchen Unfällen das menschliche Leben durchflochten ist, was darin wahre Freundschaft sey, worin das Vergnügen des Lebens bestehe, und wie weislich es daher eingerichtet worden, durch den Gebrauch des Briefschreibens uns das Leben erträglich, vergnügt und unterhaltend zu machen.

Unsere gemeinschaftlichen Bedürfnisse geben den zweyten Grund zur Veranlassung einer schriftlichen Correspondenz in der Welt ab. Kein Land, kein Reich, kein Mensch kann ohne den Beystand und die hülfreiche Unter-

*) Cicer. orat. Philip. 2. c. 4.

Unterstützung des andern bestehen. Wir leben in einer solchen Welt, wo der eine immer um des andern willen da ist. Kein Land bringet alles hervor, was die Menschen unter ihre Bedürfnisse oder Bequemlichkeiten zählen. Der Norden zeugt nicht, was der Süden hat, und aus dem Morgenlande hohlt man herbey, was den Abendländern fehlet. Folglich hat es die Natur selbst schon so verordnet, daß alles, was die Erden in sich schließen und hervorbringen, zum allgemeinen Umlauf dienen soll. Dieß Naturgesetz fühlten die Menschen von ihrer ersten Kindheit an. Kaum fingen sie an, sich aus der Wildheit herauszuarbeiten, und sich zu einem gesittetern, dem Adel der Menschheit anständigern Leben und Betragen umzubilden, als sie auch schon mit benachbarten Ländern und ihren Bewohnern neue Verbindungen zu stiften, Verkehr mit einander aufzurichten, und durch Vertauschung des Ueberflüßigen gegen das Nothwendige, ihren gemeinsamen Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen suchten. Auf diese Weise nahm die Handlung gar bald ihren Anfang, und sie ist ohne Zweifel die älteste Beschäftigung, die wir von den Menschen kennen *). Aus dieser Handlung entsprang Reichthum, und aus diesem Kriege, und alle Arten von Einfällen

*) Den Beweis zu diesen Sätzen findet man, wenn man nur einen Blick auf jenen kleinen Winkel Asiens, auf Canaan, Egypten und Phönizien, wo die Handlung ihren Ursprung nahm, werfen will. 1 Mos. 38, 25.

und Eroberungen, die von der Begierde zum Gewinn gezeuget werden. Aus den Eroberungen neue Einrichtungen, Verbesserung des Handels und Beförderungen des weitern Betriebes. Man machte Handelsgesetze und Verträge, forderte Abgaben von der Menschen Gewerbe, und versprach ihnen dafür Sicherheit, Schutz und Freyheit zu handeln. Ein Handelsstaat gieng mit der Zeit unter, untergrub sich entweder selbst durch die unmäßigen Ausschweifungen seines Reichthums, oder er wurde von andern in Anspruch genommen und erobert, und so stand ein neuer wieder auf. Dieser beständige Wechsel von Steigen und Fallen des Handels, und mit ihm der Reiche, der der Umwälzung unserer Erdkugel sehr gleich kommt, diente in der Folge dazu, daß der Handel sich immer weiter ausbreiten, aus einem Lande in das andere übergehen, und aus einem Welttheile in den andern fortlaufen konnte. Aber was wäre diese, sich immer fort so bewegende, im Handel und Wandel, und in Betreibung der dazu nöthigen Künste geschäftige, auch für die Beschützung und Erweiterung desselben, in Kriegen und Eroberungen begriffene Welt ohne schriftliche Correspondenz? Nichts, als todte Maschinen, denen die rechte Kraft zum Würken fehlt. Man kann mit Grunde vermuthen, daß der Gebrauch der Correspondenz zum Besten des Handels, so alt als der Handel selbst sey. Doch es ist nicht bloße Vermuthung, es ist historische Wahrheit. Die

Geschich-

Geschichte sagt es, daß mit dem Anfange des Handels, auch eine Briefschrift für ihn zugleich entstanden, eingeführet und gebraucht worden sey.

Ich glaube verpflichtet zu seyn, mich noch etwas länger hierbey aufzuhalten, tiefer in die Nothwendigkeit einer schriftlichen Correspondenz für die Menschen einzudringen, und an Beyspielen zu zeigen, daß fast kein Staat in dem Alterthum gewesen ist, der, wenn er sich zu irgend einer Höhe der Macht und Größe hat hinaufschwingen wollen, nicht die Vortreflichkeit des Schreibens und der Correspondenz anerkannt und gebraucht habe. Betrachtungen dieser Art zeigen uns erst den Ruhm dieser Erfindung, und den aus ihr entspringenden großen Nutzen in seinem wahren Glanze, und meine Leser haben zugleich den Vortheil, mit Hülfe dieser Beyspiele ein desto gegründeteres Urtheil darüber fällen zu können.

Mit dem Staate, als Staat betrachtet, will ich den Anfang machen. Er ist der Inbegriff vieler einzelnen Theile, die zu einem gemeinschaftlichen Endzweck, unter der Aufsicht eines Obern dergestalt vereinigt sind, daß sie in diesem wechselseitigen Bezuge, ein sich erhaltendes würksames und glückseliges Ganze ausmachen sollen. Dem Regenten, als Obern des Staats, kann also nichts nothwendiger seyn, als die Sorge, zu wissen, wie es täglich, ja stündlich mit demselben stehe,

was sich darin zutrage, welche Anschläge entweder von außen wider ihn entworfen, oder welche innere Abweichungen von den Gesetzen der Wohlfarth zubereitet werden. Unzählige Ereignisse und Vorfälle von allerley Art wechseln beständig darin ab. Kein Reich, keine Republik, keine große oder kleine Gesellschaft ist, so lange die Welt, Welt gewesen, in einer ununterbrochenen Ruhe, und ohne alle politische Erschütterung geblieben. Die Reiche dieser Erden, haben mit ihren Beherrschern eben so wohl ihre Schicksale, als die übrigen Menschen, denen der Ruhm des Gehorsams darin vorbehalten ist. Nicht nur in das Innere derselben schleicht sich der Geist der Unruhen und Empörungen allmählig ein, und sucht eines nach dem andern wankend zu machen, sondern auch von außen her, zündet oft ein böser Genius die Fackel der Zwietracht und der Kriege wider sie an. Nachrichten von Zufällen dieser Art, die oft den Thron des Monarchen erschüttern, sind ihm so unentbehrlich als sein Leben. Eine schleunige Vorkehrung dienlicher Mittel gegen solche drohende Gefahren, thun hier oft mehr Würkung, als eine sich langsam rüstende Macht, die sich dann erst beweget, wenn das Unglück bereits vor der Thür ist, und der Tod auf die Staaten lauret. In diesen Umständen ist der Briefwechsel für jeden Beherrscher und sein Reich eine wahre Wohlthat. Wie oft hat ein Brief nicht die Wuth der Feinde gebrochen, wenn sie sahen, daß man zu ihrem Empfange bereit

reit stand? Wie viele Fehden nicht in Güte beygelegt, ehe sie in Thätlichkeiten ausbrachen? Die Zeiten aller Jahrhunderte, und unsere eigenen sind voll von Beyspielen dieser Wahrheit. Aus diesem Grunde ist der Briefwechsel eine Quelle, woraus Friede und Ruhe für den Staat strömt, und wodurch vielen unseeligen Zerrüttungen, die der Krieg unvermeidlich macht, auf einmal abgeholfen wird. Daher gehöret es zu den ersten Erforderniſſen einer klugen Regierung, auf alles ein wachsames Auge zu haben, zu forschen, was in und außerhalb vorgeht, und zu dem Ende treue Kundschafter überall zu unterhalten. Ich finde auch, daß unter den berühmten Reichen des Alterthums kein einziges gewesen ist, das nicht auf dergleichen Kundschafter sein vorzügliches Augenmerk gerichtet gehabt hätte. Bey den Persern waren es die Satrapen, die Statthalter der Provinzen, und sie hießen die Augen und Ohren des Königs, weil er durch sie sah und hörte, was in und außer seinen Reichen vorfiel. Unter ihnen standen die Spekulatores, die an allen Enden der Provinzen auf die Berge hingestellt, von allen wahrgenommenen Vorfällen schleunige Nachrichten an die Satrapen überbringen musten. Bey den Römern war dieses Amt mit der Würde der Statthalterschaft in den Provinzen gleichfalls verbunden, und unter ihnen standen die Agentes in rebus, Curiosi, Spekulatores und Cursores, lauter Leute, deren ganzes Amt in Hinterbrin-

terbringung neuer Vorfälle bestand. Ludewig, der eilfte, König von Frankreich, der verschmizt genug war, überall Uneinigkeiten anzuzetteln, um sich dadurch vor verbündeten Mächten zu schützen, unterhielt fast an allen Orten Europens seine Kundschafter. Selbst die Minister der auswärtigen Höfe, wußte er durch große Geldsummen dahin zu bringen, daß sie sich seinem Interesse besonders verbindlich machten *). In unsern Tagen verrichten die Gesandten an auswärtigen Höfen, die Gouverneurs der Provinzen, und die darin aufgerichteten Regierungen und Cammern das Amt dieser inn- und ausländischen Kundschaft. Alle die Vorfälle nun, die dergleichen Both- und Kundschafter, ihrem Herrn und Meister zu berichten für nöthig finden, sind gewiß von der Natur und Beschaffenheit, daß sie einer mündlichen Ueberbringung durch Bothen nicht können anvertrauet werden. Schriftlich verfaßte Berichte, Briefe, die mit dem Siegel der Heimlichkeit verschlossen sind, sind dazu die besten Mittel und Wege. Auch die zurückkommenden Antworten und Entschlüße des Fürsten erfordern Verschwiegenheit und pünktlich genaue Folge. Diese Eigenschaften, die die Seele eines glücklichen Erfolgs sind, gehen bey einer mündlichen Bestellung ganz verlohren. Mithin bleibt es ewig fest, daß in Betreibung solcher wichtigen, das Wohl und die Ruhe und Sicher-

*) Clapmar. de Arcanis imper. Besold de arcan. rer. publ.

Sicherheit der Staaten betreffenden Geschäfte, der Gebrauch der Briefe höchst nöthig, ja unentbehrlich sey.

Ruft der Krieg einen Monarchen zur Vertheidigung oder Erweiterung seiner Staaten, so öffnet sich hier ein neues Feld, und zugleich die dringendsten Veranlassungen zum Briefschreiben. Wie tausendfältig verändern sich nicht die Scenen des Krieges? Welche Einrichtungen erfordern sie nicht in der Nähe und in der Ferne? Welche Gemeinschaft mit eigenen, benachbarten und entfernten Staaten? Welche Befehle an die hie und da stehende Anführer, und andere Machthabende hohe und niedere Kriegesbedienten? So kurz auch die Kriegsbriefe seyn mögen, und dies wegen der vielen Zudrängnisse von andern Dingen, so unentbehrlich sind sie. Sie gehören so eigentlich mit für den Krieg, daß kein einziger ohne dieselben von beyden Theilen mit Vortheil geführet werden kann. Die Geschichte aller geführten Kriege scheint mehr, als verstehen zu geben, daß das Briefschreiben auch vornehmlich des Krieges wegen erdacht und erfunden sey. Wenigstens versichert Nicias, jener athenienfische Admiral in dem peloponesischen Kriege wider die Spartaner beym Thucydides, *) „daß man in wichtigen Kriegesangelegenheiten nicht alles einem Bothen mündlich auvertrauen,
„oder

*) l. 7. c. 8 — 11.

„oder durch ihn alles bestellen lassen, und seine Absicht „mit ihm erreichen könne. Denn entweder haben die „Bothen die Gabe und Klugheit nicht, die Sachen „ordentlich vorzustellen, oder sie reden nach den Wün„schen des Volks, und hinterbringen also die Wahr„heit nicht; daher ein Brief das rechte Mittel ist, wor„aus man die wahre Meynung des Absenders ersehen „kann, und darüber zu berathschlagen, und Verhal„tungsbefehle zurück zu schicken." Jedem Feldherrn ist äußerst daran gelegen, zu wissen, wie er sich seiner Seits bey vorfallenden Umständen gegen den ganzen Kriegesplan mit seinem Würken verhalten soll. Briefe von dem, nach dessen Willen die ganze Macht der Herrschaaren bewegt wird, können ihm die Leitung dazu geben. Hier leidet ein Heer Noth und ist eingeschlossen, dort sieget ein anderes, und an einem dritten Orte ereignen sich neue Auftritte bey einer belagerten Stadt. Wer verkennet hier die Nothwendigkeit der Briefe? In solchen abwechselnden Zufällen, die das wandelbare Glück des Krieges bey aller möglichen Vorsicht und Klugheit nur gar zu ofte kommen läßt, ist ein Brief von der Hand des Fürsten, der Wege zur Auskunft vorschlägt, eine Sonne, die neue Tage schafft, und die Heere und den Staat mit neuem Muth belebet. Kaum hatte Cäsar, — neuere Beyspiele aus dem siebenjährigen Kriege will ich nicht anführen, die Werke des größten Königs auf Erden, der je gewesen ist, und seyn wird, Friedrichs

II. sind voll davon, — die unangenehme Nachricht von dem übeln Zustande, darin sein General Cicero, der Bruder des Consuls, in dem Kriege wider die Gallier, mit seiner Legion sich befand, durch einen glücklich übergekommenen Brief vernommen, so machte er dagegen gleich die dienlichsten Vorkehrungen, und diese lösen sich alle darin auf, daß er dem einen in der Nähe stehenden Feldherrn dieses, und dem andern das schrieb, alles aber dahin ausging, dem Cicero schleunig zu Hülfe zu kommen *). Eben dieser Ursachen wegen, und weil die schriftliche Correspondenz im Kriege so nöthig, und von dem größten Nutzen ist, ist auch fast bis auf den heutigen Tag nichts, das sich Feinde einander mehr misgönnen, als dieselbe. Mit allem Fleiße suchen sie, sich dieses große Guth einander zu entreißen. Die Nemeter fiengen alle Briefe des Cicero's, die er unaufhörlich an den Cäsar abgeschickt hatte, auf, und brachten dabey die Bothen im Angesichte der römischen Legion ums Leben. Unsere Krieger gehen mannichmal mit Unterdrückung der Correspondenz noch weiter. Sie hemmen den Lauf der Posten, und wollen nicht gestatten, daß Briefe von Feindes Orten her, sie mögen den Handel oder Familiensachen betreffen, ungelesen bey ihnen einlaufen, oder dahin gesandt werden sollen. So war es vor Alters, und so ist es noch. Der bekannte Staatsschriftsteller von Justi eifert ungemein

*) Caes. de B. G. l. 5. c. 45 — 47.

gemein über dies Betragen der kriegführenden Mächte. Er nennt die Hemmung der Correspondenz und die Angreifung der Posten in Kriegeszeiten, den höchsten Grad der Unordnung des Krieges, und einer Art Krieg zu führen gleich, die wenigstens in vernünftigen und gesitteten Zeiten nicht mehr statt haben sollte; denn nichts sey heiliger, und unverletzlicher, als die Posten *). Aber bey diesem Eifer wird es auch wohl bleiben. Jeder glaubt, ein wichtiges Stück in der ihm obliegenden Pflicht zu vernachläßigen, wenn er nicht auf die Correspondenz des andern sein vorzügliches Augenmerk mit richten, und Recht oder Unrecht für den dritten, nicht der Regel folgen sollte, daß man suchen müsse, dem Feinde allen möglichen Abbruch zu thun. Will man mehrere Beyspiele aus der alten Kriegeszeit haben, so lese man den Curtius und Arrian, die uns eine Menge Kriegesbriefe aus Alexanders Kriegeskanzley aufbehalten haben. Es giebt Dinge, deren Wahrheit man so bald eingesteht, so bald man sie nennen hört.

Den Handel- und Gewerbe-treibenden Unterthanen kommt der Briefwechsel ebenfalls ausnehmend zu statten. Ja, für sie wird er erst eine wahre Wohlthat. Anstatt, daß in den Ländern, wo die Schreibekunst wegen der schlechten Regierungsform, und gewisser Grundsätze

*) Polit. Schriften 1 B. S. 312.

säze der Religion nicht geachtet wird, die handelnden Unterthanen und Kaufleute selbst herumreisen, oder durch ihre Bedienten und Sclaven ihre Handlung treiben lassen *), führt der Kaufmann bey uns den grösten Handel durch Correspondenz. Er sitzt zu Hause und besorgt seine wichtigsten Geschäfte durch Briefe. Seine Reisen sind nach der Börse der Stadt. Diese ist sein Compas, wornach er sich richtet. Hier werden ihm die Quellen seiner Handlung angegeben, und mit seinen Antworten auf die erhaltenen Briefe, ist er im Stande überall wirksam und zugegen zu seyn, seine Vortheile wahrzunehmen, und neue Schätze auszuspähen, sie an sich zu ziehen, und dem Lande, darin er wohnet, mitzutheilen.

Der Handel ist unstreitig die Seele des Landes. Aus ihm entspringt Leben und Geschäftigkeit für Tausende. Er ist es, der einen Staat am ersten in Aufnahme bringt. Ströhme von Reichthum ergießen sich über denselben, und machen ihn groß, angesehen und mächtig. Sidon und Tyrus, Carthago und Byzanz, Venedig und Genua, Engelland und Holland sind blos durch ihn reich, groß und mächtig geworden. Außer diesen Schätzen, die in dem Handel verborgen liegen, und der Macht, die ihm zur

*) Niebuhrs Reis. Beschr. von Arab. 1 Th. S. 141.

zur Seite steht, sind auch seine andern Früchte die wohlthätigsten für das menschliche Geschlecht. Er schaft Cultur des Geistes, ist reich an Erfindungen, macht Geschmeidigkeit des Umgangs, verfeinert die Sitten, giebt Anläße zu guten Gesetzen, befördert Künste und Wissenschaften, verbindet Nationen mit einander, mit einem Worte, schaft eine neue Welt. Die alte Barbarey verschwindet, und wahre menschliche Hoheit tritt an ihre Stelle. Der Luxus, und andere Arten von verderblichen Uebeln, die man dem Flore der Handlung zur Last legt, sind nur Auswüchse, die man, wie die schwelgerischen Zweige an einem Baum, weislich beschneiden muß. Hingegen hat er auch seine eigene Art und Natur zu leben. Er athmet frey, und vergeht unter dem Druck schwerer Lasten. Er verbirgt sich vor dem unseligen Schwarm giftiger Insecten, die vom Mittage um seinen Stamm brumsen, ihm die Nahrung entziehen und ihn so ersterben lassen. Sein Aufkommen und sein Flor besteht blos in einer rechten Leitung, und ist diese da, so werden sich die blühenden Folgen von selbst zeigen. Der Kaufmann geht dann mit Muth und Freudigkeit an sein Schreibepult. Er schreibt ungleich mehr Briefe, und besorgt durch sie alles, was er zur Ausbreitung seines Handels für nöthig hält. In diesem Betreff wird seine Correspondenz eine Quelle von vielen Einkünften, und Handel und Schreiben gehen mit gleichen Schritten fort. Denn es ist so weit entfernt,

fernt, daß der Handel ohne Correspondenz bestehen könne, daß selbst diese für ihn ein Mittel wird, seine Ausbreitung zu vermehren und zu befördern. Um handeln zu können, erfand man in Egypten eine besondere Schriftart, die man die epistolische hieß, und deren sich die Kaufleute zu ihren Briefen bedienten *). Die Epoche dieser Erfindung verliehrt sich in die Nacht der Jahrhunderte. Man kann daher ganz sicher schliessen, daß, wenn in einem Staate des Alterthums nur einiger maßen die Handlung geblühet hat, derselbe auch seine Correspondenz dabey gehabt habe. Der Zustand des heutigen Orients beweiset nichts gegen diesen Satz. Eben darum blühet der wahre Handel darinn nicht, weil das Schreiben nicht geachtet wird. Beydes ist die Schuld des Despotismus und der Regierungsform. Unwissend in den Grundsätzen einer wahren Staatskunst, und ohne alle Anweisung zum schreiben für das bürgerliche Leben, sind die Türken zufrieden, wenn sie mit geraubten oder halb-erkauften Gütern wuchern, und Schatzungen von fremden Kaufleuten einheben können. So war es in dem alten Orient nicht. Wo jetzund ungeheure Strecken von Wüsten, und Meere vom Sande liegen, da standen vormals die berühmtesten Handelsstädte. Man handelte, und schickte sich einander eben so gut Briefe zu, um sich die Reisen zu ersparen, als Hamburg und Amsterdam, Boston und

*) Diodor, l. 1. c. 8. Herod. l. 2. c. 36.

London, und die Handlungsstädte des mitternächtlichen und südlichen Europens zur Zeit der Hanse.

Der größte Ruhm des Briefwechsels besteht darin, daß er der Ausbreitung und Beförderung der Wissenschaften ganz vorzüglich geheiligt ist. Wer hier den Werth desselben verkennt, für den ist dieser Absatz nicht geschrieben. Jeder Mensch ist mit einer Wißbegierde gebohren, die so eigentlich zu seinem Wesen gehört, daß sie, wenn sie sich in den Grenzen des Erlaubten hält, ihn und seinen Zustand sehr vervollkommnen kann, er mag übrigens berufen seyn, wozu er wolle. Nur solche eingeschränkte Geister, denen alle Aufklärung und Erweiterung des Verstandes ein Ekel ist, die sich nie über ihren eigenen Dunstkreis erheben, ihr Amt blos mechanisch treiben, und ihre ganze Kenntniß und Begierde auf die Vinosophie richten, blos von dieser, und was ihr noch anhängig ist, zu reden wissen, und sich darin bis zum Unverstand vertiefen, diese besondern Geister sehen alle Bemühungen nach Kenntnissen, besonders wenn sie den ihnen anstößigen Namen der gelehrten führen, als unnütz, unnöthig und vergeblich an. Sie halten die Kunst, die wenigen Gedanken, die noch in ihrer Seele sind, ohne Ordnung, ohne Verbindung und ohne Geschmack zusammen zu setzen, und so hinzuklecken, viel höher, und jenen egyptischen Hieroglyphen gleich, wo man rathen muß, was der

Verstand derselben seyn soll, als alle nützliche Gelehrsamkeit. Und sollte man wohl glauben, daß diese Leute sich noch brüsten, Wunder gethan zu haben, und der Last ächzend unterliegen zu müssen, die auf ihren Schultern ruht; daß sie noch stolz und aufgeblasen sind über das Amt, das sie zu führen das Verhängniß haben, und dessen wahre Kenntniß und Würde mit ihren Einsichten und übrigen Verdiensten, einen so großen Absprung macht. Gewiß! ich verehre die Wege des gütigen Geschicks, denn es macht wohl mehr solche Streiche. — Aber — wer nützliche Fortgänge in seinem Amte, dazu er berufen ist, Fortgänge in seinen Einsichten, und überhaupt auch in Wissenschaften machen will, der muß mit Männern seiner Kunst, außer seinem Fleiße, auch Umgang haben. Dieser Umgang thut mehr, als wir denken. Er vermehrt oder berichtiget unser Wissen, zeigt uns unsere Mängel, und stellt uns in ein Licht, das in unser Inneres dringt, und macht, daß wir uns in geheimer Stille beschauen können. Da es indessen nicht jedem, und denen, die es können, nicht immer möglich ist, mündliche Unterredungen anzustellen, so ersetzt der briefliche Umgang den Mangel des mündlichen. Gelehrte Freunde werden eben so gut von einander getrennt, als andere Menschen. Auch für sie sind die Briefe da, und von jeher dazu gebraucht worden, Aufschlüsse, Anfragen, Erörterungen, Lehren, und Unterricht über wichtige, und dunkele Gegenstände

der Litteratur und Gelehrsamkeit, nach deren Kenntniß man verlanget, sich einander mitzutheilen. Wenn ich die Briefe jener großen Männer, die, ohne in die Zeiten der Griechen und Römer zurück zu gehen, zu Anfange des vorigen und dieses Jahrhunderts, wie Sterne von der ersten Größe in der Welt geglänzet haben, eines Salmasius, Grotius, der Scaliger, Casaubones, der Gronove und Graeve, und vieler andern nachlese, welche Fackeln des Lichts haben sie sich in ihren gelehrten Untersuchungen nicht wechselsweise angezündet? welchen Theil ihres Wissens erkennen sie nicht dem Briefwechsel schuldig? Casaubon, um nur einen davon reden zu lassen, steht bey sich an, ob er mehr dem schriftlichen Unterricht seiner gelehrten Freunde, oder seinem eigenen Bemühen zu danken habe? An den Scaliger schreibt er: „die Liebe zu den Wissenschaften, und die „Begierde immer vollkommener darin zu werden, hat „das an sich, daß sie mit allen ihren Verehrern und „Freunden in einem Umgange seyn will, Mit dir, o „großer Scaliger! wünschte ich beständig persönlich „umgehen, und die Lehren der tiefsten Weißheit aus „deinem Munde hören zu können. Aber ich bin so glück„lich nicht gebohren. Ich bin von dir zu weit entfernt. „Ich bediene mich also des geheiligten Bandes einer „schriftlichen Unterredung, und werde es gebrauchen, „so oft mich Zweifel in meinem Studiren quälen, de„ren Auflösung ich nur von dir erwarten kann. Hier-

„durch

„durch hoffe ich meine Ehrfurcht für deine Größe, wo „nicht stärker, doch eben so stark, an den Tag zu legen, „und vor aller Welt zu bekennen, daß ich aus einem „deiner Briefe mehr lerne, als aus vielen Büchern" *). Man siehet es auch aus der Menge der Briefe, die Casaubon nur an den Scaliger geschrieben hat, und aus ihrem Inhalt, wie groß das Vertrauen gewesen seyn müsse, das jener zu diesem gefaßt hatte. Eben so wurde Casaubon, als ein Orakel der griechischen Litteratur von andern um Rath gefragt. Johann de Witte, ein Mann, der mit dem Studium des Alterthums, auch die Forschung der verschiedenen Postarten bey den Alten verband, schrieb an ihn, und bat ihn um Unterricht, was es mit den Feuer-Posten der Griechen für eine Beschaffenheit gehabt habe? **) Auf dessen Veranlassung ist nun von dem Casaubon in dieser Sache ein Licht aufgesteckt worden, das man bey andern vergeblich sucht, und dessen sich hernach viele bedient haben, ohne zu sagen, durch wen sie sind erleuchtet worden. Und so beweist es die alte und neue Geschichte der Gelehrsamkeit, daß der Gebrauch eines gelehrten Briefwechsels zur Vermehrung unserer eigenen Kenntnisse, und zum Besten der Gelehrsamkeit ungemein viel beygetragen habe, und immer beytragen werde.

Der Stand des gemeinen Bürgers kann endlich des Briefschreibens auch nicht entbehren. Als Glied oder

 Haupt

*) Casaub. epist. 416.

**) Id. ep. 399.

Haupt einer Familie, als Bürger und Mitglied eines Staats, als Künstler oder Handwerksmann, oder wozu ihn die Vorsicht berufen hat, siehet er tausend Gelegenheiten vor sich, seine Zuflucht zum Briefschreiben zu nehmen. Glücks- und Unglücksfälle wechseln in der Welt beständig mit einander ab. Sie sind das Loos der Sterblichen. Es kann keinem um vieler Ursache willen gleichgültig seyn, zu wissen, ob seine Eltern, seine Anverwandten, und Freunde, von denen er entfernt ist, noch im Leben oder todt sind, ob es ihnen wohl oder übel gehe? Zu diesen und allen andern Umständen, die sein Leben begleiten, kommt ihm der Gebrauch des Schreibens und der Briefe sehr zu statten. Charondas, jener weise Gesetzgeber der Thurier, der bey allen seinen Gesetzen den Wohlstand der Bürger zum Zweck hatte, und sie auch darnach einrichtete, fühlte dieses große Guth des Lebens am ersten. Er fand in den Gesetzgebungen seiner Vorgänger noch viele Dinge übergangen, die zur Wohlfarth des Bürgers gehören. Er holte sie nach, und machte das Gesetz, 450 Jahr vor Christo, daß alle jungen Bürger seiner Stadt im Schreiben unterrichtet werden sollten. Dadurch, sagte er, würde ihnen das Leben erst nutzbar und angenehm gemacht; denn aus Rechnen, Briefschreiben, Vermächtnissen, und andern kleinen schriftlichen Aufsätzen bestehe doch das ganze bürgerliche Leben *). Nichts kann vortreflicher seyn, als dieses Gesetz.

*) Diod. S. l. 12. c. 12. 13.

Gesetz. Solchergestalt ist und bleibt ein Briefwechsel in allen Situationen und Umständen des Staats und bürgerlichen Lebens für den Regenten und seinen Staat, im Kriege und Frieden, für den Kauf- und Handelsmann in seinem Gewerbe, für den Gelehrten in seinen Untersuchungen, und für den Bürger in seinen Handthierungen, die herrlichste Wohlthat, die der menschlichen Gesellschaft wiederfahrn ist. Denn kann ein Brief machen, daß ich den, von welchem ich ihn empfangen habe, dadurch im Abdrucke seines Verlangens vor mir sehe, daß ich mit ihm unsichtbar umgehen, sprechen und handeln kann; ist der Brief ein Mittel, wodurch ich in die Gemeinschaft mit Fremden und Unbekannten treten, und mein oder ihr Bestes betreiben kann; soll ein Brief von einem Freunde insbesondere, wie Lipsius sich damit tröstete, ein Licht seyn, das in der Nacht brennt, wenn ich mein einsames Lager mit rastlosen Gedanken erfülle; so kann kein Band älter seyn, als das Band eines schriftlichen Umganges, und alle Menschen, die ein gesittetes Leben gegen das rohe und ungesittete zu vertauschen, alle Republiken und Reiche, die nach einer grössern Glückseligkeit zu streben, angefangen haben, müssen vorzüglich darauf bedacht gewesen seyn, dasselbe unter sich zu knüpfen. Und dieses werden nun die folgenden Hauptstücke näher zeigen und bestätigen.

Zweytes Hauptstück.

Von dem Ursprung und Fortgang des Briefwechsels bey den alten Völkern, und zwar

A. Bey den Hebräern.

Die im ersten Hauptstück an- und ausgeführten Sätze halte ich für so gegründet, daß sie gegen alle Anfälle unerschüttert stehen werden. Indeß giebt es doch viele Kritiker und Gelehrten, die noch immer glauben, daß die Buchstabenschrift zur Anwendung der Briefe, so alt in der Welt nicht sey, als man sie vorauszusetzen scheine. Herr Prof. Tychsen hält die Phönizier für die Erfinder der Buchstaben, und ihre Aufnahme in Egypten durch den Handelsverkehr mit diesem Lande gehe nicht über die Zeit des Psammetichus, das ist, 670 Jahr vor Christo hinaus *). Der Streit zwischen Bentley und Dodwel über den Ursprung und Anfang einer schriftlichen Correspondenz in der Welt, ist bekannt. Jener gab die Atossa, des Cyrus Tochter für die Erfinderin derselben aus, und dieser widerlegte ihn gründlich. Ein anderer Gelehrter, Philosoph und Kritiker, bekannt durch seine Schriften einiger berühmten Völker der alten und neuern Welt, gehet noch weiter

*) S. Biblioth. der alten Litterat. und Kunst 6. Stück.

weiter herunter, und glaubt, daß die Perser zu Cyrus Zeiten weder lesen noch schreiben gekonnt; daß sie vor demselben nicht einmahl einen Begriff von dem Briefschreiben gehabt, und sich nur gewisser in Knoten geschlagener Schnüre für ihre Generals bedienet hätten, um ihnen die Dauer ihrer Märsche und andere Verrichtungen damit anzuzeigen. Xenophon führe auch nicht einerley Sprache. In seiner Geschichte der Rückkehr der 10,000 Griechen rede er anders von Persien, als in seiner Cyropaedie. Persien sey damals eben so in Unordnung gewesen, als die heutige Türkey. Die mehresten Städte lagen wüste. Und was das Buch Esther betrift, so sey dieses weit später geschrieben, als die Zeit leidet, von der hier die Rede ist, mithin könne es jene alte Zeiten und Sitten nicht verbürgen.

Wood, jener berühmte Engländer, der mit dem Homer in der Hand, die Gegenden um Troja und Klein-Asien, zu Wasser und zu Lande, ganz in der Absicht durchgewandert ist, um diesen ehrwürdigen Schriftsteller des Alterthums, aus seinen alten Standorten und vormaligen Aussichten von neuen zu beleuchten, behauptet in seinem Versuche über das Originalgenie des Homer, von dem alten Griechenlande ein gleiches. Er will, daß die Griechen um die Zeit des Trojanischen Krieges, vor und nach dem Homer, weder schreiben noch lesen gekonnt; daß Homer selbst kein griechisches

Alpha-

Alphabet gekannt, und falls er es gekannt, doch nicht geschrieben habe. Um die Zeiten Solons habe man sich erst auf das Schreiben gelegt. Vor diesem und im ganzen Homer komme kein einziges Merkmal eines geschriebenen Briefes vor. Ungemein viele andere Kenntnisse und Hülfsmittel müssen erst voraus gehen, ehe man eine Sprache schreiben könne, u. s. w. *). Und wenn Plinius an einem Orte B. 7. C. 57. schreibt, daß die Europäer ihre Buchstabenschrift von den Joniern entlehnet, und solche frühzeitig gebraucht haben; so läßt sich Wesseling nach holländischer Art noch ärger darüber heraus: Ey was! der Buchstaben Gebrauch ist weit jünger, Plinius mag schwatzen, was er will **).

Man siehet leicht, daß diese Einwürfe das Herz meiner Untersuchung und Behauptung treffen. Aber ich möchte nur wissen, warum diese Herrn nicht zugleich die Epoche und die Nation angeben, in und bey welcher der Schriftgebrauch, wenn sie es doch so genau wissen, daß er so jung sey, seinen Anfang genommen habe, und warum sie nicht zugleich die Beweise mit beybringen? Meynen sie denn, daß man ihnen dieses auf ihr bloßes Wort glauben soll? Zu Solons Zeit? und

*) Im Abschn. von Homers Sprache S. 262.

**) Ad Diodor. l. 1. c. 9. Literarum vsus recens est, quicquid obloquitur Plinius.

und das sollte kein alter griechischer Schriftsteller gewußt, und diese neue Erscheinung nicht für werth gehalten haben, sie, wo nicht mit Fleis, doch gelegentlich mit anzumerken, da sie von der Einführung und Aufnahme und der Veränderung ihrer Buchstaben, welche doch gewiß einen starken Gebrauch derselben voraussetzt, so umständlich handeln? Müssen so viele Hülfsmittel, und welche denn? erst vorausgehen, ehe man eine Sprache schreiben kann, woher kommt es denn, daß Drako, 40 Jahr vor dem Solon seine Gesetze für die Athener schrieb? daß Demades lange nachher im Rathe der Athener von ihnen öffentlich sagte: sie wären nicht mit Tinte, sondern mit Blut geschrieben; daß Solon dieselben abänderte und neue gab, und seine Athener sie mit leichter Mühe in kupferne und hölzerne Tafeln eingraben konnten; daß Herodot, der nur ungefehr 110 Jahr nach dem Solon lebte, schon eine ganze Weltgeschichte, im Geiste Homers und in der Jonischen Mundart schreiben konnte? Und rückwärts vom Herodot auf den Hellanikus, von diesem auf den Hekataeus, welche beyde nach dem Vossius vor dem Herodot Geschichten geschrieben haben, und davon der letztere zu Solons Zeit lebte; ferner vom Herodot auf den Pindar, und von diesem auf den Archilochus von Paros, aus welchen beyden Herodot gewisse Stellen in seine Geschichte mit eingetragen, und wovon der letztere weit über den Solon

hinaus,

hinaus, d. i. an 700 Jahr vor Christo gelebt hat, gerechnet, was waren da für Kenntnisse und Hülfsmittel nöthig, um schreiben zu können? Allein, man schreibt so was in die Welt hinein, ohne selbst zu wissen, was man schreibt, und ohne die Geschichte dabey zu Rathe zu ziehen. Man vermenget Dinge, die wohl zu unterscheiden sind, und nimmt bey allem Kritisiren nicht Rücksicht auf der Menschen übriges Thun und Lassen. Dies ist der ganze Fehler. Philosophische Betrachtungen haben in der Geschichte, in dem, was geschehen und nicht geschehen ist, nur einen halben Werth, und sie verliehren auch den, wenn sie von gar keiner Thatsache unterstützt werden. Stimmt ihnen hingegen die Geschichte überall mit ihren Zeugnissen bey, so sind sie auch über alle Anfechtungen erhaben.

Die Schreibekunst scheint bey allen Völkern das Schicksal gehabt zu haben, und sie hat es noch, daß sie zwar zur Führung der Geschäfte im Staats- und bürgerlichen Leben als unentbehrlich angesehen und gebraucht wird, aber wegen ihrer durchgängigen Gemeinheit und dadurch gegen sie entstandenen Gleichgültigkeit nicht zu reden von sich macht. Jeder nutzt sie, so gut er kann, und ist unbekümmert, ob seine Zeitgenossen es ihm zum Lobe anrechnen, oder ein künftiger Forscher darnach fragen werde, oder nicht? Daher ist es auch gekommen, daß keine Nation im Alterthum

sich

sich mit der Geschichte der erfundenen Schreibekunst nach ihrer eigenen, die Griechen ausgenommen, abgegeben hat. Aus fast verblichenen Spuren und zerstreuten Bruchstücken, sie mögen auf einheimischen oder fremden Boden liegen, muß man sich mit Mühe ein Ganzes machen, um von ihrer Beschaffenheit einigermaßen urtheilen zu können. Moses lebte den Zeiten sehr nahe, wo man noch den ersten Anfang und Ursprung der Buchstabenschrift, und derselben eingeführten Gebrauch zum Schreiben erfahren konnte. Sein Vater Amram ging noch mit Levi, dem Sohne Jacobs um, und er konnte es von demselben, Jacob aber von Isaac, dieser es von dem Abraham, und Abraham es von dem noch lebenden Sem, erfahren, wer in dem östlichen Asien jenseits dem Wasser die Buchstaben erfunden, und zur Schriftsprache angewandt habe, ob die Assyrer oder Babylonier? Aber nein! Moses selbst war in aller Egyptischen Weisheit erzogen, lebte 40 Jahre an dem Hofe der Pharaonen, die sich Söhne der Weisheit nannten, und doch schweigt er davon stille. Sein 40jähriger Aufenthalt in Midian, wo doch einige Gelehrten den Ursprung der Schreibekunst suchen, weil dessen Bewohner Handelsleute, und unter ihnen Weise und Gelehrte waren, enthält auch nichts davon. Nur als er in den letzten 40 Jahren seines Lebens den Befehl von Gott erhielt, die Geschichte seines Volks zu schreiben, 2 Mos. 17, 14. so

vollzog

vollzog er ihn ohne Anstand, ohne Veränderung und Erstaunen. Woher diese Bekanntschaft mit der Schriftsprache, oder Buchstabenschrift, wenn sie nicht in Egypten, Arabien, Canaan, und überall schon eingeführt und gebraucht ward? Die Erfindung der Buchstabenschrift geht aller Wahrscheinlichkeit nach, in die erste Welt hinaus. So wie Gott dem Adam in der Sprache zu Hülfe kam, da er ihm die Thiere zuführte, sie zu benennen, und sich in der Sprache zu üben, so glaube ich auch, daß das Zeichen, welches Gott dem oder an Cain setzte *), es habe nun bestanden, worin es wolle, gnug es heißt im Hebr. ein Zeichen, Oth, und man zeichnet nur dasjenige, was man vorzüglich bewahret wissen will, dem Seth Gelegenheit gab, auch Zeichen für die Sprache zu erfinden, die wir jetzt Buchstaben nennen, und daß Seth würklich der Erfinder der Buchstabenschrift in der Welt, mithin ihre Erfindung in dem östlichen Asien zu suchen ist. Denn Seth, Thet, Theut, Thaut, sind nichts anders, als nach verschiedenen Mundarten abwechselnd personificirte Namen des Worts Thau, ein Zeichen, das man hinsetzt, um etwas anzudeuten. Ezech. 9, 4. Oth heißt ein Zeichen, und ein Buchstab, und Thau ist ein Buchstab bey den Hebräern, von dem Stamm-

*) Der hebr. Buchstabe Lameb ist mit der Partikel al von gleicher Bedeutung, wie Noldius hinlänglich gezeigt hat.

Stammworte **zeichnen**; daher **Arba Othioth**, die vier Zeichen, d. i. die vier Buchstaben des Namens Jehova bey ihnen sind.

Hieraus wird nun begreiflich, um meinem Zweck näher zu kommen, daß **Noah** die Kenntniß der Schreibekunst aus der vorigen Welt in die neue hat überbringen, und Abraham sie aus dem östlichen Asien in das westliche verpflanzen, und solche in diesem Lande in einem Zeitraume von 430 Jahren sehr gut ausgebildet, und so wohl in Egypten als Canaan gebraucht werden können, wenn sie nicht, wie zu vermuthen ist, schon vorher darin bekannt war. Man findet der Siegelringe vor und nach diesem Zeitraum schon öfters gedacht, und wozu anders, frägt Herr Tychsen mit Recht, als Schriften damit zu besiegeln? Man wendet zwar ein, daß man in der Geschichte Abrahams nicht lese, daß er dem Elieser, dem Aufseher seines Hauswesens, einen Brief mitgegeben habe, als er ihn nach Mesopotamien zu seines Vaters Hause schickte, ein Weib für seinen Sohn Isaac zu holen, sondern ihm nur alles mündlich vorgesagt habe, aber dieser Einwand ist auch nicht daraus zu beweisen. Es ist den Hebräern eigen, nur die Hauptsache anzuzeigen, die dabey mit vorkommenden, unter jener schon mitbegriffenen Nebensachen aber zu verschweigen. Eine Both- und Gesandtschaft schließt nicht immer einen Brief aus, so wie umgekehrt

 manch-

manchmal der Briefe Meldung geschieht, ohne die Bothen zu nennen, die sie überbracht haben. 2 König. 20, 12. Wie es auch damit gewesen seyn mag, so haben wir doch von dem uralten Schreibegebrauch in privat- und öffentlichen Angelegenheiten, in dem Hiob 19, 23. 24. der um die Zeiten Jacobs lebte, eine weit deutlichere Nachricht. Hier wünscht dieser geplagte Mann seine Leidens- und Lebensgeschichte, und seine Hoffnung, daraus erlößt zu werden, auf eine dreyfache Art verewigt: in ein Buch geschrieben, in Bley gegraben, und in einen Stein gehauen. Es war also zu seiner Zeit ein dreyfacher Stoff schon bekannt, worauf man denkwürdige Sachen durch die Schriftsprache auf die Nachwelt bringen konnte. Ja, die Stelle 8, 8 — 10. zeigt, daß die Schreibekunst zur Aufzeichnung wichtiger Begebenheiten und Lehren, schon über Hiobs Zeitalter zurück gehe. Denn Bildad beruft sich in seinem Gespräche mit ihm auf die Denkwürdigkeiten der vorigen Geschlechter, die solle man befragen, und die würden uns lehren, wie es in der Welt zugehe, nicht die unsrigen von gestern und heute. Kann man was deutlicheres für das graue Alterthum der Schreibekunst verlangen? Zu Moses Zeiten stand sie in vollem Flor, so wohl nach Sprache als Schrift, und war jedem bekannt. Ich will des Briefes des Jethro, eines Midianitischen Priesters, an seinen Schwiegersohn Moses, davon dieser 2 B. 18, v. 6. 7. Meldung thut, und den

Light-

Lightfoot für den ersten und ältesten in der Bibel hält*), nicht gedenken, weil diese Stelle von einigen anders verstanden wird, ungeachtet sie auch vieles von einem Briefe für sich hat. Läßt es sich aber gedenken, daß die Israeliten das Gesetz von Sinai, auf zwey Tafeln geschrieben, hätten lesen, sich darnach richten, und zur Vorschrift ihrer Handlungen nehmen können, wenn ihnen die Schreibekunst unbekannt gewesen wäre? Das Gesetz vom Fluch und Segen muste Josua auf Befehl des Moses auf zwey steinerne Tafeln schreiben, sie mit Kalch übertünchen und auf die Berge Ebal und Garizim bey der Stadt Sichem setzen lassen, wozu anders, als daß das Volk den Fluch und Segen lesen, und sich darnach richten sollte? Jos. 8, 33. denn für die Priester und Leviten als Schriftgelehrten, waren sie nicht hingesetzt. Die Stadt Debir, mit dem Zunahmen Kiriath Sepher, war die hohe Schule für die Israeliten im Lande Canaan, wo die Leviten in der Sprache und in der Schreibekunst Unterricht gaben, und das Gesetz Moses theils selbst abschrieben, theils abschreiben ließen. Jos. 15, 15. 21, 15.

Je näher man nun den jüdischen Staaten unter ihren Königen kommt, destomehr Zeugnisse von verfaßten Schriften und gewechselten Briefen findet man in ihrer Geschichte, als, des Davids Brief an Joab, we-

*) Spicileg. in Exod. Sect. 23. Vol. I. oper.

gen des Urias, 2 Sam. 11, 14. 15. des Salomons an Hiram, und dessen Antwort wegen des Tempel-Baues beym Josephus, des Elias an Joram, 2 Chron. 21, 12. des Hiskias an Ephraim, 2 Chron. 30, 1 — 6. des Jehu an die Aeltesten in Samaria, 2 Kön. 10, 1. 2. des Jeremias an die Gefangenen in Babel, Jer. 29, 1. Der Isabel unter Ahabs Namen an die Aeltesten in der Stadt Jesreel, wegen Naboths Weinberg, 1 Kön. 21, 8. wobey dieses noch merkwürdig ist, daß sie ihres Mannes Siegelring nahm, und ihn damit besiegelte. Das übrige in dem Zeitraum von der Rückkehr aus der Babylonischen Verweisung bis zu dem Anfange der christlichen Zeitrechnung verstehet sich von selbst.

B. Bey den Egyptern.

Es ist wohl kein Land auf der Erde, das seit der Ausbreitung der Menschen auf derselben, einen größern Ruf von sich gemacht hat, als das alte Egypten. Es liegt in dem schönsten Theile der Welt. Seine Fruchtbarkeit ist ausnehmend groß, und hat von der Natur ganz besondere Gaben empfangen. Anstatt des Regens vom Himmel, befruchtet es der Nil mit seinen periodischen Ueberschwemmungen. Es bringt alle Arten von Getreyde und Gewächsen in solcher Menge hervor, daß ein Korn hundertfältig trägt, so daß es mit Recht die Vorraths-Kammer, und das öffentliche

Kornhaus der Welt von den Alten genannt wurde. Nach dem Herodot, hat es dem persischen Könige Darius jedes Jahr so viel Getreyde geliefert, daß er 120,000 Mann, die bey Memphis gelagert waren, ohne die Hülfsvölker, davon unterhalten konnte, und Hegesippus sagt, daß Egypten so fruchtbar sey, daß es fast die ganze Welt ernähren könne. Diese überaus große Fruchtbarkeit veranlaßte, daß sich viele Auswärtige darin niederließen, und das Land stark anbaueten, ohne die fruchtbare Vermehrung der Egypter selbst zu erwähnen. Diodor von Sicilien zählet darin 18000 und Herodot und Mela 20000 Städte, vermuthlich die Dörfer und Flecken mitgerechnet, und Josephus berechnet aus den Schatzungs-Tafeln der Römer, die Anzahl der Einwohner auf sieben und eine halbe Million, womit auch Hegesippus übereinstimmt, und doch war es in den ältesten Zeiten, ehe die Perser darin so viele Verwüstungen anrichteten, noch ungleich volkreicher. Ein solches fruchtbares Land, das so reich an eigenen Erzeugnissen war, welche seine Bewohner nicht alle verbrauchen konnten, muste nothwendig eine Handlung mit Auswärtigen bewürken. Die vornehmsten Waaren, womit sie Handlung trieben, waren Getreyde, Leinwand von der feinsten Art, Baumwollene und bunte Kleider, gestickte Tapeten, Papier, Pferde, Esel, Maulthiere und Camele, 2 Mos. 9, 3. Edelgesteine, als: Schmaragde, Agathe, Amethyste, Mar-

mor, und noch andere kostbare Sachen, die aus Aethiopien auf dem Nil, aus Afrika und Indien, durch die Handlung eingeführt, und in die Morgen- und Abendländer wieder ausgeführt wurden. Dieser große Handels-Verkehr warf für den Königl. Schatz die beträchtlichsten Einkünfte ab. Nach dem Cicero, welchen Strabo im 17 Buche anführt, betrugen die jährlichen Revenüen des Königes Auletes, des Vaters der Cleopatra, eines sonst faulen Regenten eines so ergiebigen Reichs, jährlich 12500 Talente, das sind sieben und eine halbe Million Cronen. Da diese Einkünfte unter einem nachläßigen Könige schon so ansehnlich waren, fährt Strabo fort, was soll man jetzt von Egypten unter der Herrschaft der Römer denken, wo alles mit weit größerer Sorgfalt und Ordnung verwaltet wird, und noch die Troglodytische und Indische Handlung dazu gekommen ist? daher man die jährlichen Einkünfte aus Egypten zu Augustus und Tiberius Zeiten auf 10 bis 12 Millionen schätzt, welches eine erstaunende Summe ist, wenn man das Land bedenkt, das durch zwo Reihen Berge in so enge Grenzen eingeschlossen ist. Den Fleiß der Einwohner, und die großen Unternehmungen der Pyramiden, der Seen, des Labyrinths, die die Könige durch sie ausführen ließen, würde man, wenn sie nicht noch heutiges Tages zum Theil übrig wären, gar nicht glauben, daß sie möglich gewesen, so sehr übersteigen sie die menschlichen

lichen Kräfte. Betrachten wir ferner ihre Gelehrsamkeit, ihre Gesetze, das außerordentliche ihrer Religion, ihre heiligen Gebräuche, und andere geheimnißvolle gottesdienstliche Anstalten mehr; so ist es kein Wunder, daß sie alle Völker des Alterthums in Erstaunen setzten. Sie selbst rühmten sich dessen, hielten sich für das älteste Volk in der Welt, und glaubten, daß das menschliche Geschlecht in ihrem Lande entstanden sey, und sich in demselben in Staaten umgebildet habe. Sie gaben sich für die Erfinder der Künste und Wissenschaften, der Erdmeßkunst, der Rechenkunst, der Buchstabenschrift, der Sternkunde, mit einem Worte, für Kenner aller göttlichen und menschlichen Dinge aus. Sie theilten das Jahr in 365 Tage, und schloßen, die vier Jahreszeiten aus dem periodischen Steigen und Fallen des Nils, und aus seinen Würkungen, das Jahr in 12 Monate, und die Woche in sieben Tage, nach der Anzahl der Planeten. Diese Gewohnheit ist würklich sehr alt, und schon zu Jacobs Zeiten in Syrien gebräuchlich gewesen. 1 Mos. 29, 27. Was Wunder ist es also, wenn die Griechen, Lycurg, Solon, Pythagoras, Plato und andere nach Egypten strömten, Weisheit zu holen. Beyde letztere begaben sich, wie Lactanz B. 4. c. 2. §. 4. ausdrücklich von ihnen meldet, blos in der Absicht dahin, um wahre Weisheit zu lernen, weil sie vermutheten, daß solche vorzüglich in der Religion zu finden sey. Ja, Thales bezeugte

von sich selbst, daß er seine ganze Weisheit von den Egyptischen Priestern gelernet habe, und gab dem Pythagoras den Rath, auch dahin zu gehen.

Diese kurze Uebersicht eines so beschaffenen, volkreichen, und mit vielen Religionsgebräuchen beschwerten Landes wird hinreichen, einzusehen, wie viel Mittel dazu nöthig waren, es mit Klugheit und Weisheit, und nach dem Geiste des Volks zu regieren. Die Schreibekunst ist eines der ersten und unentbehrlichsten dazu. Ich denke, jeder wird schon um deswillen mit einstimmen, wenn er erwägt, was ich bereits oben beygebracht, und hinlänglich erwiesen habe. Diodor eignet den Flor dieses Landes, und die Wohlfarth seines Staats, ganz der eingeführten und genau befolgten Gewohnheit zu, den täglichen Zustand des Reichs schriftlich nach Hofe zu berichten, und schriftliche Verordnungen darauf zu erwarten. Alle Tage, schreibt er B. 1. c. 70. muste dem Könige von denen im Reiche vorgefallenen Begebenheiten schriftliche Nachricht gegeben werden, und der König ward vermöge eines Landesgesetzes verbunden, die eingelaufenen Berichte bey dem Anbruch des Tages zu lesen, und schriftlich darauf zu verfügen. Der Einwand, daß Diodor von jüngern Zeiten reden könne, will nichts ausmachen. Er führt mit dem Herodot, Gesetze, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche der Egypter an,

die

die mit denen im Mose vorkommenden, sogar den Worten nach genau übereinstimmen, z. B. daß das Volk in sieben Gattungen eingetheilet war, in die Priester, Kriegesleute, Kuhhirten, Schweinehirten, Kaufleute, Dollmetscher, und Steuerleute. Herod. 2, 155. daß der Sohn bey dem Gewerbe seines Vaters bleiben muste, um es immer vollkommener zu machen; daß der hebräische Hirte den Egyptern ein Greuel war, und daß der, so einen Egypter erschlug, er sey einheimisch oder ausländisch, wieder sterben muste, u. s. w. An einem andern Orte schreibt Diodor von dem Nilmesser B. 1, 3. zu dessen Erfindung die Egypter gewiß nicht die Neugier, sondern die Noth angetrieben hat, „daß, da die „Ueberschwemmungen des Nils die Anwohner desselben „in viele Sorgen und Verlegenheit setzten, so haben „die Könige in Memphis ein Maaß ausgedacht, und „eingeführet, woran das Steigen des Flusses beobachtet werden konnte. Denen nun dieses Geschäfte „aufgetragen war, die musten die Städte und Dörfer durch Briefe davon benachrichtigen, und zugleich „melden, wie viel Ellen, und wie viel Finger breit der „Fluß angelaufen sey, und zu welcher Zeit er zu wachsen angefangen habe. Hierdurch wurde das Volk „von allen Sorgen befreyt, da es die Zu- und Abnahme wußte, und zugleich auf eine künftige Erndte „schließen, und dies Jahr mit dem vorigen vergleichen „konnte.“ Lucan nennt deswegen den Nilmesser den

Wächter des wachsenden Nils auf die Fluren. Beweise genug von dem Schriftgebrauch und der Correspondenz in dem alten Egypten.

Der natürliche und bürgerliche Zustand dieses Reichs, war zu Abrahams Zeit, von welcher sich unsere Kenntniß von diesem Lande anhebt, der nehmliche. Zu Josephs Zeit veränderte sich der bürgerliche. Alle Aecker der Einwohner, ausgenommen der Priester, wurden dem Könige zum Eigenthum übergeben, und Joseph ward von ihm bevollmächtiget, für die Austheilung des Getreydes zum Unterhalt der Einwohner zu sorgen. Dadurch wurde der König absoluter Herr von Egypten, das er vorher nicht war. Zum Beweise dessen, daß er den Joseph zum Landesverweser gemacht, und ihm die zweyte Stelle neben sich gegeben habe, zog er seinen Siegelring vom Finger, und steckte ihn an den Finger Josephs, ganz in der Absicht nach orientalischer Sitte, alle Befehle, die er zur Wohlfarth des Landes ausgehen zu lassen, für nöthig erachtete, in des Königs Nahmen auszufertigen, und mit dessen Ringe zu besiegeln. 1 Mos. 41, 42. Ps. 105, 21. 22. Denn wozu anders brauchten Abraham und Jacob ihre Siegelringe, als Schriften damit zu besiegeln? und dies ist der nehmliche Fall bey dem Pharao und Joseph.

Alles dieses wird noch mehr Licht und Gewißheit erhalten, wenn wir den Herodot darüber zum Zeugen aufrufen. Dieser sagt aus: daß in Egypten, außer der hieroglyphischen Bilder- und Gemählde-Schrift, die man auch die symbolische nennet, noch eine heilige und weltliche Buchstabenschrift gebräuchlich gewesen sey. Jene hieß die hierogrammatische, und diese die epistolische, das ist, heilige und Briefbuchstabenschrift. Jener bedienten sich die Priester zu ihren Religions- und Tempelbüchern, und dieser jeder Bürger und gemeine Mann, in seinen häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten. B. 2, 36. Er mag selbst reden: „Die Griechen, sagt „er, schreiben und zählen mit Zahlpfennigen, von der „linken zur rechten, die Egypter aber von der rechten „zur linken. Diese bedienen sich auch zweyerley Gat„tungen von Buchstaben, und zwar diejenigen, die „sie selbst brauchen, nennen sie die heiligen, die „andern aber die gemeinen oder Volksbuchstaben.

Ueber den wahren Sinn dieser Stelle, theilen sich die Gelehrten. Nach dem Urtheile der mehresten derselben, redet sie ganz deutlich von der Buchstabenschrift, dahin auch die Meynung des Hr. O. C. R. Böttiger geht, und das mit Recht, dahingegen Herr Prof. Tychsen sie von der Zeichenschrift erkläret, weil Herodot kein Wort von ihrer Figur hinzuthut, wie er bey der

Cad-

Cadmeischen gethan hat, 5, 59. Aber ich sollte denken, daß Herodot gar nicht nöthig hatte, die Figuren davon hier anzubringen, wo er nicht von den cadmeisch-griechischen, die ihn und seine Griechen mehr angiengen, sondern von den egyptischen Buchstaben redet, und dabey vielleicht voraussetzte, oder gar wuste, daß sie mit jenen beyden nichts gemein hatten, welches um so wahrscheinlicher wird, da der egyptische Priester Chonuphis die in dem Grabe der Alkmene gefundene Schrift, die doch gewiß phönizisch war, nicht lesen konnte *). Für seine Griechen aber war es genug, blos bemerklich zu machen, daß die egyptische Schreibeart von der griechischen nur darin unterschieden sey, daß jene von der rechten zur linken, und diese umgekehrt geführet würde, und eben dies erläuternde Beyspiel zeigt, daß die Egypter eine Buchstabenschrift hatten, weil, wenn dies nicht wäre, und da die Griechen keine Bilder- oder Zeichenschrift hatten, die ganze Vergleichung des Herodots zweckwidrig, ja unvernünftig gewesen wäre. Denn Bilderschrift von Menschen, Thieren und andern heterogenen Gestalten, von Linien, geraden oder krummen, von Zirkel, Dreyecken, u. s. w. mit Buchstabenschrift zu vergleichen, welcher Unsinn wäre das? Doch es ist nicht nöthig, sich mit Anführung mehrerer Gründe aufzuhalten. Clemens von Alexandrien schreibt im 5 B. Stromat. S. 555. ausdrücklich,

*) Wesselings Noten zum 5 B. c. 59. des Herodot.

lich, und erklärt damit den Herodot ungemein, daß die Egypter den Unterricht der Jugend im Schreiben mit der epistolischen Buchstabenschrift, als der gemeinen, angefangen, dann zu der Priesterschrift, d. i. heiligen Schrift, fortgegangen, und endlich die Hieroglyphische vorgenommen haben. Von den beyden erstern braucht er das Wort Grammata, also schlechterdings Buchstabenschrift, die letztere theilet er wieder in zwo Gattungen, davon er die erste Stoicheia nennt, d. i. die Elemente und Grundzüge dazu, und die zweyte die eigentliche symbolische, da aus Buchstaben und Worten und deren Bedeutung ein Bild, ein Symbol gemacht, und die Sache bildlich nach ihrem Hauptbegriff vorgestellt wurde.

Ueberhaupt gehe ich hierin von der Meynung der mehresten Gelehrten ab. Ich kann mich nicht überreden, daß die Bilder- oder Zeichenschrift der Egypter die älteste und erste Schrift bey ihnen solle gewesen seyn, und den Anfang zur Buchstabenschrift abgegeben haben. Die gekünstelte Natur ist nicht die erste, sondern die gerade, ebene und einfache geht voran. Der Nahme Lamm ist eher, als die Bedeutung der Unschuld, der Name Fuchs eher, als die Bedeutung der List, folglich die Buchstaben, daraus beyde Worte bestehen, eher als die Symbole. Denn diese ist nur eine Vorstellung der Eigenschaften der Dinge, und setzt eine öf-

tere

tere Beobachtung und Abstraction derselben voraus. Die ganz populair geschriebenen Bücher des A. und N. Testaments kommen erst, ehe nach Jahrhunderten ein Philo und Origenes auftreten, und den klaren Sinn derselben in Allegorien verdunkeln. Es ist ja weit leichter für den gemeinen Menschenverstand, den Kopf eines Ochsen, als des ersten und vortreflichsten Thiers im Morgenlande abzuzeichnen, dies Zeichen zum Buchstaben zu bestimmen und es Aleph zu nennen, die Figur des Buchstabens Beth von einem Hause, des Gimel von einem Cameel, u. s. f. zu nehmen, und so viel Zeichen aus der würklichen Natur abzumahlen, als man Töne sich abgemerkt hatte, deren gewiß anfänglich sehr wenige waren, weil Caph und Kuph, Samech und Sin, Zsain und Zade, Thet und Tau, schon ein feineres Gefühl im sprechen voraussetzen, als die Figur einer Schlange, die ihren Schwanz in dem Munde hält, und also einen Zirkel bildet, zur Bedeutung der Ewigkeit oder der Welt, oder der Sonne, also eines ganzen Begriffs zu machen. Und was sollen die Misgeburthen von Zusammensetzungen von halb Mensch, und halb Thier für den gemeinen Mann für Nutzen haben? Konnte man sich derselben in häuslichen Angelegenheiten, in Briefen und andern öffentlichen Staatsverfügungen bedienen, ohne den Zweck zu verfehlen, und zu tausend Verwirrungen Anlaß zu geben? Gewiß nicht! Man weiß ja die Geschichte des

Scythi-

Scythischen Königs Idanthuras, davon Clemens im 5 Buche gleichfalls Meldung thut, wie er dem persischen Könige Darius Hystaspis, der bereits mit seinem Heer über die Donau gegangen war, die Scythen zu bekriegen, statt eines Briefes, folgende Symbolen zuschickte, als: eine Maus, einen Frosch, einen Vogel, einen Pfeil, und einen Pflugschaar, und wie verschieden diese Symbolen ausgelegt und verstanden wurden. Der eine sagte, die Scythen hätten sich schon völlig ergeben. Die Maus bezeichne ihre Wohnungen, der Frosch ihre Wasser, der Vogel ihre Luft, der Pfeil ihre Waffen, und der Pflug ihre Aecker. Ein anderer legte diese Symbolen so aus: wo wir Perser nicht wie die Vögel davon fliegen, oder wie die Mäuse uns in die Erde verkriechen, oder den Fröschen gleich uns unters Wasser verbergen, so werden wir ihren Pfeilen nicht entgehen, noch weniger uns ihres Landes bemächtigen. Welche Erklärung ist nun die rechte? Nach dem Justin B. 2. c. 5. die letztere; denn Darius mußte sich eilend aus Scythien zurück ziehen, ehe ihm der Weg versperret wurde. Es bleibt also wohl gewiß, daß die symbolische Schriftsprache mit der Buchstabenschrift in keine Vergleichung zu setzen ist, weil sie den wahren Sinn ungewiß macht. Und also kann sie schlechterdings nicht die erste Schriftsprache seyn, wodurch sich Menschen ihre Gedanken abwesend einander bestimmt und deutlich mittheilen. Zugeschweigen,

gen, daß sie schon eine würkliche Mahlerey voraussetzt, die doch viel jünger ist, daher Clemens am gedachten Orte diese Schriftart als eine Folge einer solchen Philosophie ansieht, die immer was neues ausheckt, um nicht müßig zu seyn. Und so waren die Priester in Egypten beschaffen, die nach ihren verschiedenen Classen, eben so viel verschiedene Symbole nach ihrer Phantasie erfanden, davon sie die Bedeutungen zuletzt selbst nicht mehr wußten, und eine Classe die Sprache der andern nicht verstand *), wie solches zu Strabo's Zeit B. 17. der Fall war.

Man

*) Der Vorrath an Symbolen muß bey den Priestern und Weisen damals, als sie den Traum des Pharao von den sieben fetten, und sieben magern Kühen auslegen sollten und nicht konnten, noch nicht groß gewesen seyn, weil sie nicht wusten, daß eine fette Kuh ein Zeichen einer guten Fütterung, mithin der Fülle an Lebensmitteln, und eine magere Kuh ein Zeichen des Gegentheils sey. Denn Herodot bemerkt, B. 2. c. 82. daß sie die Gewohnheit hatten, jede wunderbare Begebenheit nach ihren Umständen aufzuschreiben, und, wenn sie sich noch einmal zutragen sollte, sie mit der vorigen zu vergleichen und dann den Ausspruch darüber zu thun. Sollte diese Aufzeichnung einer Begebenheit nach ihren Umständen nicht mit Buchstaben und Worten geschehen seyn, so würde folgen, daß ein Symbol das andere erklären, und jedes nach einigen Zeitaltern unverständlich werden müste? Mich dünkt, daß sich die ganze Hieroglyphik und Symbolik der Egypter erst von dieser Begeben-

Man lasse also der Priesterschaft die Bilderschrift, als ihr Werk und Eigenthum. Sie sezte den vornehmsten Theil ihrer Gelehrsamkeit und Weisheit darin, und legte sich damit Geheimnisse bey, die kein anderer wissen sollte noch durfte; daher wird man auch in Ewigkeit die wahre Bedeutung derselben nicht herausbringen, weil sie nicht gemein und unter dem Volke bekannt war. Die Cherubim in der Bibel, die halb Mensch, halb Thier, und unläugbar ein egyptisches Wesen sind, wird keiner nach ihrer wahren Bedeutung der Zusammensetzung erklären können, so viel gelehrte Vermuthungen man auch darüber vorgebracht hat. Michaelis hält sie für Donner-Pferde. Das mag seyn. Warum sind sie aber halb Mensch, halb Thier? Ein Mensch kann so geschwind nicht laufen, als ein Pferd, noch weniger ein Kalb oder Rind, welches den Untertheil eines Cherubs

gebenheit mit dem Pharao anhebe, und dann von den Priestern weiter getrieben, übertrieben, und zulezt verdunkelt worden. Es ist schon viel, daß Egypten zur Zeit Abrahams, also etwas über vier hundert Jahr nach der großen Fluth, schon einen so gut eingerichteten Staat hatte, daß der Hof des Pharao schon mit verschiedenen Hofämtern besezt, und Joseph der erste Minister ward. Ein solcher Staat kann ohne Schreiben nicht bestehen. Gehen die Symbolen so hoch hinauf, so ist diejenige, wo die Egypter eine Zunge und darunter eine Hand mit einer Feder von Schilfrohr mahlten, welche die Schreibekunst vorstellte, mit Recht auch so hoch hinauf zu setzen.

rubs ausmacht. Seine Flügel nur sind ein Bild der Geschwindigkeit. Ehrfurcht erwecken sie solchergestalt immer, wenn man sie ansieht, so wie sie in Pradi und Villalpandi Commentar über den Ezechiel stehen, aber ihr Sinn bleibt dunkel. — Die wahre Sprache, die aus Worten, und deren Worte aus Buchstaben bestehen, in welcher die Pharaonen mit Abraham, Jacob, Joseph, Aaron und Mose redeten, war simpel und einfach, und der damaligen Hirtenwelt vollkommen angemessen, und sonach das schreiben. Denn man kann nicht denken und reden ohne Worte, diese aber nicht schreiben, ohne sie in Buchstaben gesehen zu haben und mit ihnen bekannt geworden zu seyn. Denken, reden, schreiben, gehören zusammen. Denken heißt in der alten Ursprache, in seinem Herzen sprechen, 1 Mos. 17, 17. Ps. 10, 6. 11. 13. reden, das in seinem Herzen gesprochene, durch angemessene sinnliche Töne des Mundes ausdrücken, und schreiben, auf die Tafeln seines Herzens schreiben, Jer. 17, 1. das gedachte und geredete fest behalten. Wo also die Begriffe von Sachen sind, da müssen auch die Sachen selbst seyn. Denn die ganze alte Ursprache, d. i. die hebräische, ist körperlich, bildlich, und von der Natur entlehnet. Sie ist die Sprache der sichtbaren Welt. Daher die arabischen Schriftsteller auch mit Recht lehren, daß zwischen der Rede und Schrift, zwischen der Zunge und dem Griffel, die genaueste

naueste Verbindung, und ohne die Schrift die Rede ein leerer Ton sey *). Konnten die Priester in Egypten vermöge ihrer gerühmten Weisheit eine Buchstabenschrift nicht selbst erfinden, so konnten sie solche von ihren Nachbarn, den Arabern und Abyßinern oder Aethiopern entlehnen, deren Handelsverkehr mit Egypten in die allerfrühesten Zeiten gehöret. Denn so gut wie sie viele hebräische Worte in ihrer Sprache hatten, als Majim, Wasser, egyptisch mou u. s. w. **), sey es durch den Aufenthalt der Hebräer in ihrem Lande, oder, daß ihre Sprache eine Mundart der hebräischen war; — denn man findet nicht, daß Abraham durch einen Dollmetscher mit dem Pharao redete, — so gut konnten sie auch ihre, oder eines andern Volks Schreibekunst mit Buchstaben nachahmen, zumal, da sie in ihrer Sprache ein eigenes Wort Shai, haben, das schreiben, mit Buchstaben schreiben heißt. Und wenn vom Mose gesagt wird, daß er in aller egyptischen Weisheit erzogen und unterrichtet worden sey, was kann das für eine Weisheit seyn, ohne den Gebrauch der Buchstaben? Viele sind daher auf die Meynung gekommen, daß die Egypter die wahren und eigentlichen Erfinder der Buchstabenschrift sind, und Moses und die Israeliten bey ihrem Aufenthalt im Lande, selbige von ihnen gelernet, ersterer aber nur andere Zeichen dazu

 genom-

*) Pocockii praefat. ad Tograi carmen.

**) Pfeiffer. dub. vex. pag. 96. in oper. philol. Vltr. 1704.

genommen habe. Aber ich baue nicht darauf. Genug das Verkehr Davids und Salomons mit den Pharaonen und Egyptern in Ansehung der Verschwägerung und des Pferdehandels, sezt gewiß eine schriftliche Correspondenz voraus, so gut wie der erstern Briefwechsel mit dem Könige von Tyrus erwiesen ist.

Dieser Ursachen wegen halte ich es für ein, von allem Grunde entblößtes Paradoxon, wenn man vorgiebt, daß die Egypter vor Psammetichus Zeit, der im Jahre 670 vor Christo alleiniger Herr von Egypten wurde, keine Buchstabenschrift gehabt, sondern solche erst von den Cariern und Milesiern oder Phöniziern erlernet hätten. Denn daß die Egypter zu Herodots Zeit keine griechische Buchstaben im Gebrauch hatten, erhellet selbst aus der vorhin aus ihm B. 2. c. 36. angeführten Parallele von beyder Schreibeart. Der König konnte aber immer für sich junge Egypter, und wenn es auch Priestersöhne waren, griechisch lernen lassen, um sie erst zu Dollmetschern zu gebrauchen, hernach sich dieser Sprache und Schrift bedienen zu können, wenn es die Umstände erforderten, an eine oder die andere griechische Republik zu schreiben, da er durch Griechen so glücklich auf dem egyptischen Thron befestiget worden war. Daraus aber folgt noch gar nicht, daß die Egypter selbst vorher noch keine eigene Buchstabenschrift für das Staats- und bürgerliche Leben gehabt

habt hätten. Das coptische Alphabet enthält auch einheimische Buchstaben, darunter einige samaritanisch, andere äthiopisch zu seyn scheinen, wie solches im 1. Th. der A. W. H. S. 474 zu sehen ist.

Was die Schreibmaterialien betrifft, so sind Leinewand, Schiffpapier, Säulen von Stein oder Erz, vielleicht auch hölzerne Tafeln die vorzüglichsten und ältesten. Die Kenntniß der Papierpflanze geht weit über Psammetichus Zeit hinaus, wie ich unten zeigen werde; und da die Egypter die Producte ihres Landes so gut zu nutzen wußten, warum sollte man dies nicht auch von der Verfertigung des Papiers daraus glauben, wenn sie auch nur ein Zufall darauf geführet hätte. Die Griechen konnten zu Psammetichus Zeit die Verfertigung eines Schreibmaterials aus dieser Pflanze von den Egyptern gelernt und nach Griechenland gebracht haben, nicht aber umgekehrt; denn dies sagt kein alter Schriftsteller. Wie sollten die Griechen auf den Einfall gekommen seyn, ein Schreibmaterial aus dieser Pflanze zu machen? Hatten sie denn schon vorher dergleichen in ihrem Lande? Und wie haben die Egypter solches von den Griechen lernen können, sie, die sich für die Erfinder aller Künste, und die Griechen für unwissende Kinder in allen Wissenschaften hielten, und nicht das allergeringste, wie Herodot versichert, von auswärtigen Völkern annahmen? Herodot hat nichts davon;

von; er sagt nur, daß, da die Jonier kein egyptisches Papier, welches sie von den ältesten Zeiten her zum Schreiben gebraucht hätten, mehr haben und bekommen konnten, sie gezwungen waren, auf Thierfelle zu schreiben, welche sie sodann auch Bücher nannten. Wie sehr der gelehrte Varro in dieser Sache geirret hat, ist bekannt. Salmasius hat weitläuftig von der Papierpflanze geschrieben, aber der belesene Mann sagt nicht ein Wort von dem ersten Gebrauch derselben zum schreiben, sowohl bey den Griechen, als Egyptern, sondern hält sich blos bey der Zubereitung des Papiers daraus auf *).

C. Bey den Assyrern und Babyloniern.

Unsere besten Kenntnisse von dem alten Asien, unsere Künste und Wissenschaften schreiben sich vorzüglich aus dem westlichen Theile desselben, aus Egypten, Canaan und Phönizien her, und wir haben Ursach, damit zufrieden zu seyn. Denn von dem östlichen Theile desselben, wohin die Reiche Assyriens und Babyloniens gehören, wissen wir wenig historisches gewiß, und was wir noch davon wissen, das haben wir der jüdischen Geschichte unter ihren Königen und ihren Verhältnissen gegen jene beyden Reiche zu verdanken. Hier würde ein schicklicher Ort seyn, die Frage zu untersuchen, welche Buchstaben die ältesten in der Welt sind, ob die assyrisch-

*) In s. weitläuftigen Anmerk. zu Vopisci Firm. S. 696.

assyrisch-hebräischen, die Egyptischen oder Phönizischen? Ich will sie aber nicht ausmachen, ob sie schon mit meiner Materie einigermaßen verwandt ist, sondern nur anführen, was die Alten davon berichten. Sie ist ein Gegenstand einer besondern Untersuchung. Die größten Köpfe haben sich bereits daran müde geschrieben, und doch nichts gewisses herausgebracht. Sie hat das nämliche Schicksal, das ihre Schwester, die Sprache, hat; denn auch von dieser wissen wir nicht gewiß, welche die erste gewesen, die in der Welt geredet worden. Wüßten wir, in welcher Sprache Gott zu Adam und Cain redete, und diese antworteten, so wäre der Streit gleich gehoben. Die hebräische scheint doch aber das nächste Recht dazu zu haben, weil die Namen Adam, Eva, Cain, Abel, Seth, u. s. w. rein hebräisch sind, und es gar nicht wahrscheinlich ist, daß dieselbe eine Mundart von einer andern, damals schon ältern Sprache seyn, noch weniger, daß Moses jene Namen aus der ältern Ursprache in die hebräische mit gleicher Bedeutung übersezt haben sollte; denn diesem Vorgeben widersprechen viele Gründe, und die Schrift auf allen Seiten. Die damaligen Menschen waren von der Schöpfung an bis auf den babylonischen Thurmbau alle einzüngig und redeten nur eine Sprache. Was war nun diese für eine? die hebräische. Meine Gründe sind diese: 1) Man darf die Namen der Personen, die wegen ihrer Handlungen aufgestellt werden, niemals

verändern, ohne in die Geschichte die größte Verwirrung zu bringen und sie unkenntlich zu machen. Diese historische Regel hat Moses treulich befolgt. Er hat 2) seinen eigenen Namen, der rein egyptisch ist, und alle übrige egyptische und syrische Namen und Worte, so viel davon in seinen Schriften vorkommen, getreu beybehalten, ohne sie in die hebräische Sprache gleichbedeutend zu übersetzen, und diese, statt jener anzuführen, so wie die assyrischen, babylonischen, chaldäischen, persischen, griechischen und römischen Namen und Worte in der Schrift auch treulich beybehalten worden sind. 3) Sind die Namen des Noah, und seiner drey Söhne, Sem, Ham und Japhet, die in der ersten und andern Welt lebten; des Assur, der zur Zeit der Sprachverwirrung, und Abrahams, der nach derselben lebte, rein hebräisch, selbst das Wort: Babel, Verwirrung, ist hebräisch, und in allen orientalischen Sprachen befindlich, und von gleicher Bedeutung. 4) Auch die chaldäische, syrische, arabische Sprachen, als verschiedene Mundarten der hebräischen, nähern sich mehr oder weniger ihrer Muttersprache, der hebräischen, und Melech ist gewiß eher, als Malca, Rex eher, als Roi, König eher, als King. Zu welcher Zeit sollte nun eine andere ältere Sprache, davon die hebräische ein Dialect ist, geredet worden seyn? Zu Moses Zeit? Und doch hieß das Volk schon in Egypten die Hebräer, ehe Moses gebohren ward. Die Benennung: hebräisch, die

die spätern Ursprungs ist, hat nur zu diesem Zweifel Anlaß gegeben. Die Sprache war da, aber ihren Namen hat sie erst hernach, entweder von dem Patriarchen Heber, oder von dem Uebergange Abrahams aus Ur nach Canaan erhalten, und weil er der Stammvater der Hebräer ist. Durch die Trennung und Absonderung der Völker haben sich bey ihnen die Buchstaben nach und nach eben so verändert, als ihre Sprachen aus der einzüngigen Ursprache dadurch allmählig abgeändert worden sind, welches so lange fortgegangen, bis sich Schrift und Sprache durch Aufrichtung geschlossener Gesellschaften, und durch Gründung der Reiche, von denen Assyrien gewiß eines der ältesten ist, zu einer Festigkeit gesezt, und die weitere Ausbildung in beyden durch Gesetze und Schriften und durch Kunstfleiß erhalten haben.

Wenn man nun diesem zufolge den Anfang des Schriftgebrauchs mit Buchstaben bey den Assyrern angeben will, so reicht er nach den Zeugnissen glaubhafter und tadelfreyer Schriftsteller bis an die Epoche der großen Wasserfluth, oder wenigstens bis an die Zerstreuung der Menschen. Plinius geht in Ansehung der den Egyptern zugeschriebenen Erfindung der Buchstabenschrift, von den Nachrichten des Herodots und Diodors ab, und legt sie den Assyrern bey. Er nahm es sich recht vor, ihren Anfang in der Welt aufzuspüren. Da

er nun alle damaligen Alterthumsforscher darüber nachgelesen, genau geprüft und gefunden hatte, daß die mehresten mit ihm die erste Schrift in der Welt nach Figur und Zügen für assyrisch hielten, ob sich gleich die wahre Epoche davon wegen der Dunkelheit der Zeitentfernung schwerlich angeben ließe; so schloß er doch so viel daraus, daß die Buchstabenschrift in der Welt überhaupt sehr alt sey *). Diese Beweisstelle ist zwar etwas verdorben, aber alles wohl erwogen, was Harduin und andere zu ihrer Wiederherstellung vorgebracht haben; so däucht mich doch, daß Perizonius sie am richtigsten verbessert, und ihren Sinn am besten getroffen habe **). Diodor scheint im 5. Buche seiner Geschichte ebenfalls der Meynung zu seyn, daß die Assyrer die Erfinder der Buchstabenschrift gewesen sind, von denen sie die Phönizier vermittelst ihres Handels zu Lande durch Syrien nach Babylon und Assyrien, erlernt, und nachmals den Griechen mitgetheilt haben, und Bochart tritt dieser Meynung auch bey ***), anderer nicht zu gedenken.

Diese Meynung hat auch die mehreste Wahrscheinlichkeit vor sich, da die Erzväter mit ihren Familien sich in Sinear und dasiger Gegend sehr lange und bis auf

*) Plin. hist. natur. l. 7. c. 56.

**) In origin. Babyl. c. 1.

***) Canaan l. 1. c. 20.

auf die Zerstreuung aufhielten, und Assur und Nimrod die Reiche Assyriens am Tyger, und Babyloniens am Euphrat stifteten, bis Abraham daraus abgerufen und nach Canaan versezt wurde. Von hier an, bis auf die großen Kriege, die die Monarchen von Assyrien wider die Könige von Juda und Israel zu führen anfingen, befinde ich mich für meinen Gegenstand in großer Armuth von assyrischen Sachen. Nur als Sanherib, vom Stolze aufgeblasen, das Land Judäa mit einer fürchterlichen Macht überzog, und alles darin verheeren und verwüsten wollte; da er vor Libna stand, und diese Stadt belagerte, schrieb einer von seinen Hauptleuten, den er wider Jerusalem mit einem Heer geschickt hatte, einen Brief an den König Hiskias, und forderte ihn zur Uebergabe und freywilligen Unterwerfung mit der äußersten Verachtung auf, wovon der wesentliche Inhalt uns noch aufbehalten, und Jes. 37, 14. und 2 Kön. 19, 14. zu lesen ist. Es ist gleichviel, in welcher Sprache dieser Brief abgefaßt war, in der hebräischen oder syrischen, genug, er ist ein Beweis, daß man in dem Reiche Assyriens, besonders zur Zeit des Krieges, die Kunst zu schreiben sehr gut verstanden, genuzt, und Briefe abgeschickt habe, wenn man die Sache nicht mündlich mit einander verhandeln konnte, und dies geschah 731 Jahr vor Christo.

Das Königreich Babylon ist ebenfalls eines der ältesten, deren in der Schrift gedacht wird. Anfänglich

lich hieß dies Land Sinear, von der bey dem unternommenen Thurmbau vorgefallenen Sprachverwirrung aber wurde es hernach Babel genannt. Die Lage, der Boden und die Fruchtbarkeit dieses Landes streitet mit Egypten um den Vorzug. Was in diesem der befruchtende Nil ist, das ist in jenem der Euphrat. Korn, Gerste, Weitzen, Hirse, Sesam, und andere Gewächse bringt es in Ueberfluß hervor. Der Palmbaum ist hier zu Hause, und giebt seinen Bewohnern so viel Datteln, daß sie solche nicht alle zur Speise, Wein und Honig verbrauchen können, sondern in großer Menge durch den Handel in andere Gegenden des Morgenlandes verführen müssen. Die Lage ist dazu sehr bequem. Vermittelst der beyden großen Flüsse Tyger und Euphrat, hat es eine leichte Gemeinschaft mit den abendländischen und mitternächtlichen Gegenden, und mit den östlichen Gegenden vermittelst des persischen Meerbusens. Die Babylonier waren auch wegen ihrer mechanischen Künste nicht wenig berühmt. Ihre reichen Stickereyen, ihre kostbaren Kleidungen, ihre prächtigen Tapeten, und die feine Leinewand nebst andern unzähligen vortreflichen Arbeiten, sind aus der Geschichte bekannt, und zeugen von einem erfinderischen und verfeinerten Geiste der Einwohner *).

In Ansehung der Gelehrsamkeit und der dazu gehörigen Wissenschaften, vorzüglich der Schreibekunst,

*) Plin. hist. nat. l. 8. c. 48.

kunst, trugen die alten Babylonier ebenfalls kein geringes Lob davon. Was bey den Egyptern die Priesterschaft war, das war bey ihnen der Orden der Chaldäer. Unter diesen gab es Philosophen, Sternkundige, Schriftgelehrte, Traumdeuter, und dergleichen mehr *). Sie hatten die Gewohnheit, ihre erlangten Kenntnisse und astronomischen Beobachtungen anfänglich auf Backsteine einzugraben, und wie man aus dem Antwortschreiben des Kallisthenes, der mit dem Alexander in Babylon gewesen war, an den Aristoteles weiß, so gehen diese Beobachtungen von der Eroberung Babylons durch den Alexander auf 1903 Jahr, und also bis an die Zerstreuung der Menschen zurück. Gewiß ein hohes Alter der Schreibekunst, Dodwell mag auch gegen dies Zeugniß Zweifel vorbringen, wie er will. In dem Fortgange der Zeit, und in dem Flore dieses Reichs unter seinen Königen, müssen die Wissenschaften in Babylon auch gute Fortschritte gemacht haben. Dies beweisen die Nabonassarischen Zeitrechnungs-Tafeln, die der König Nabonassar bey dem Antritt seiner Regierung im Jahre 747 vor Christo verfertigen ließ. Eine Sammlung voriger Könige zu veranstalten, sie nach ihren Thaten und Handlungen abzuwägen und zu schätzen, setzt ein Daseyn alter Urkunden voraus. Mündliche Ueberlieferungen trügen, und

*) Bruck. hist. philos. Vol. I l. 2. c. 2. §. 20 — 21. Harenbergs Erklärung des Propheten Daniels.

und werden in einem so großen Zeitraum verfälscht. Er übergieng sie aber, und fing seine Tafeln mit seiner Regierung an, die nachfolgenden Könige setzten sie fort, und Ptolomäus hat uns dies schätzbare Denkmahl aufbehalten, das mit der biblischen Geschichte so genau übereinkommt. Berodach, oder wie er in der Schrift heißt, Brodach, ein Sohn Baladans, stand mit dem Könige Hiskias in Judäa, den der assyrische König Sanherib einige Zeit vorher, verschlingen wollte, in genauer Freundschaftsverbindung. Als er von dessen Krankheit gehöret hatte, ein Umstand, der das Verkehr des östlichen Asiens mit dem westlichen voraussezt, sandte er Briefe und Geschenke an ihn, und Hiskias ward darüber so erfreut, daß er den Gesandten dagegen alle Reichthümer und Schätze des Tempels zeigte, welches ihm aber stark verwiesen wurde. Jes. 39, 1. 2 Chron. 20, 12. Dies geschahe 721 Jahr vor Christo. Diese Beweise sind hinlänglich, zu zeigen, daß auch die babylonischen Könige gewußt haben, auswärtige Mächte durch Briefe und Geschenke sich verbindlich zu machen, welches der Endzweck aller Briefe ist.

D. Bey den Phöniziern.

So berühmt auch die Phönizier in den Geschichten der Welt sind, so kurz werde ich mich bey ihnen aufhalten. Ihr kleines Land, das nur aus 5 Städten

bestand,

bestand, worunter Sidon und Tyrus die vornehmsten waren, war nicht zu Eroberungen bestimmt, sondern der Handelsgeist belebte es nur, und ging dahin, denselben, wo möglich über die ganze Welt zu verbreiten. Sie durchschifften auch die ganze damals bekannte Welt, und legten überall, wo sie es für nöthig fanden, ihre Colonien und Handelsplätze an, um die Reichthümer der Welt an sich zu ziehen. Carthago in Afrika, und die andern Städte in Lybien an der westlichen Seite des Meers, Griechenland mit seinen Inseln, Sardinien, Corcyra, Creta, Cypern, Euböa, Lesbos und Delos, Spanien, und selbst Brittanien und andere Länder mehr, sind redende Beweise davon, und Bochart hat sie so ziemlich vollständig aufgezählet. Die prächtigste Beschreibung, die man von dem Handel der Phönizier, besonders von Tyrus, und von ihren dadurch erworbenen Reichthümern verlangen kann, findet man in Ezechiels 27. Kapitel. Er zählet vom 12 bis 25. Vers alle die Waaren auf, womit Tyrus handelte, und liefert gleichsam den ersten Tariff der alten Handelswelt, und ihren Reichthum schildert er von Vers 4 — 10. so daß die phönizischen Kaufleute mit Recht Fürsten genannt werden konnten. Ihnen wird deswegen die Erfindung der Buchstabenschrift zugeschrieben. Es sey nun, daß sich solches wirklich so verhalte, oder, daß sie sie von einer andern Nation erhalten haben; so bleibt doch dies gewiß, und es ist

schon

schon längst erwiesen, daß sie eine vortrefliche, das ist, die Semitische oder hebräische Sprache gehabt, und sehr gut zu schreiben verstanden haben. Denn der Handel kann ohne Schreiben und Briefe, besonders mit ihren Colonien, nicht bestehen, vielmehr giebt beydes selbst ein Mittel ab, den Handel desto sicherer zu führen, und wenn man auch keine Ueberreste von ihrer geführten Handelscorrespondenz aus der Geschichte beybringen kann, so ergiebt sie sich doch aus der Natur der Sache selbst, und keiner wird daran zweifeln können, der mit einem Handelsstaat der jetzigen Zeit bekannt ist; denn hier sind die Veranlassungen dazu bey beyden gleich.

E. Bey den Persern.

Sobald Babylon auf dem Gipfel seiner Macht und Ansehens stand, aber von einem Schwindelgeiste regiert wurde, Medien sich von den Gesetzen und Befehlen Assyriens losgemacht hatte, und beyde Reiche nachher von der persischen Monarchie verschlungen wurden, da kann es unmöglich an einem Briefwechsel gefehlet haben. Ich berufe mich hierbey auf jeden kundigen Leser der Geschichte. Durch die Eroberungen des Cyrus, und durch die Gründung des persischen Reichs, wurde fast die halbe Welt, und ein guter Theil von Europa in Bewegung und Unruhe gesezt. Kriege, Meutereyen, Empörungen, Verschwörungen waren die Folgen dieser großen Umwälzung. Dies veranlaßte, daß jedes

Reich, jeder Staat, jedes Land auf seiner Hut war, und darauf dachte, sich zu schützen. Man zog von allem Erkundigung ein, sowohl was am persischen Hofe vorging, als was die Nachbarn im Sinne führten. Griechenland und Egypten thaten in Absicht auf Persien eben das, was Carthago in der folgenden Zeit von dem Alexander fürchtete *). Und ein solches allgemeines Mißtrauen sollte nicht jedem Beherrscher eines Reichs die dringendsten Bewegungsgründe an die Hand gegeben haben, durch fleißige Correspondenz sich von solchen drohenden Gefahren frühzeitig zu unterrichten? Je glücklicher ein Krieger ist, je weiter geht sein Geist der Eroberung, und er schlägt nur darum mehrentheils die Welt in Fesseln, um dermaleinst in den Annalen der Ehrsucht und des Nachruhms desto heller zu glänzen.

Ich kenne die Kritiker nicht, die behauptet haben sollen, daß Persien zu Cyrus Zeiten nicht einmal einen Begriff von dem Briefschreiben gehabt, noch vor ihm Buchstaben gekannt habe. Aber das weis ich, daß unzählige Data vorhanden sind, die das offenbare Gegentheil beweisen, und unter denen solche, die über allen Widerspruch erhaben sind. Aus ihrer Menge will ich nur wenige, und unter diesen die treffendsten wählen.

Der

*) Herod. l. 7. c. 239. Iustin. l. 2. c. 10. l. 21. c. 6. Gellii N. A. l. 17. c. 19. Front. l. 1. c. 23.

Der Nachricht des Diodors aus dem Ctesias, einem bey uns in der Geschichte nicht viel Glauben habenden Manne, will ich nicht einmal gedenken, ungeachtet dessen Zeugniß von der Gewohnheit der Perser, alles aufzuschreiben, was unter eines jeden Königs Regierung im Reiche merkwürdiges vorgefallen war, schon anderswo her bekannt und gewiß ist *). Ich will unbescholtnere Zeugen aufstellen. Man weiß, zu welchem Schmerz und Entschlusse Harpagus gebracht wurde, da ihm Astyages, der Meder König, um des Cyrus willen, seinen einzigen Sohn umbringen ließ. So bald Cyrus so weit war, daß er die Kronen Persiens und Mediens in seiner Person vereinigen konnte, wider welche Vereinigung man bishero die grausamsten Mittel, wie wohl vergeblich versucht hatte, schrieb Harpagus aus Medien an ihn, und erzählte ihm darin den ganzen Verlauf der Sache. Er ermahnte ihn aber auch, keine Zeit zu verliehren, sich und ihn zu rächen. Der Brief konnte wegen der in Persien und Medien nach orientalischer Sitte auf allen Heerstraßen und Zugängen ausgestellten Kundschafter und Wächter, nicht sicher, am wenigsten öffentlich, fortgeschafft werden. Harpagus nähete ihn in einen ausgeweideten Hasen, gab solchen seinem Jäger, mit dem Befehl, ihn dem Cy-

rus

*) Diod. l. 2. c. 32. und die von Wesseling in der Note angeführten Auctoren.

rus zu überbringen *). Also ein Brief aus Medien an den Cyrus in seiner Jugend! Mir ist der Streit der neuern Geschichtforscher über den Werth der Glaubwürdigkeit Herodots und Xenophons bekannt. Allein läßt der erste manchmal Fabeln in seine Erzählungen mit einlaufen, so ist auch des letztern Cyropädie, im Ganzen genommen, ein Roman, der, nach Socratischer Weisheit zugeschnitten, zwar seine gute moralische Seite, aber auch dafür, wie alle Romanen, desto schlechtern historischen Glauben hat. Herodot war zu fromm, offenbahr zu lügen. Er unterscheidet genau das Gehörte, die Sagen der Völker, von dem, was würklich wahr ist, er selbst gesehen und geprüfet hatte, und für wahr hält. Ich halte mich also an ihn. Cyrus Erscheinung in der Welt, ward in dem ganzen Orient für wunderbar gehalten. Er hat dieses mit vielen andern großen Männern gemein. Ihre großen und außerordentlichen Thaten, die sie nach ihrer Bestimmung in dem Laufe ihres Lebens verrichten sollen, werden gemeiniglich durch außerordentliche Umstände ihrer Geburt und Auferziehung angedeutet. Dieser Gedanke ist der alten Welt, besonders dem Orient vorzüglich eigen. Die Weissagung Jesaias, die dem Cyrus an die zwey hundert Jahr vor seiner Geburt, schon so viele und seltene Dinge, und einen sonderbaren Namen beylegt, mag das ihrige auch dazu beyge-

*) Herod. l. 1. c. 123. Iustin. l. 1. c. 5.

beygetragen haben. Und gesetzt, daß des Herodots Erzählung von Cyrus Aussetzung, seiner wunderbaren Erhaltung und Auferziehung etwas romantisches an sich habe; so kann doch der aus ihm angeführte Umstand, von dem damals schon üblichen Schreibegebrauch nicht zu den Fabeln gehören, weil, wenn Persien um diese Zeit nicht einmal einen Begriff davon gehabt hätte, Herodot, der dieser Zeit weit näher war, als Xenophon, ihn schon darum nicht für eine glaubhafte Sage, sondern für erlogen und falsch gehalten, und solchergestalt aus seiner Geschichte gelassen haben würde. Aber er kannte Persien und Medien besser, und beruft sich auf ihre Geschichtschreiber.

Oroetes, ein Perser, ward von dem Cyrus zum Statthalter über Lydien bestellt. In den letzten Tagen des Cambyses, ließ er sich von einer falschen Begierde nach Ruhm verleiten, die Insel Samos seiner Herrschaft zu unterwerfen, und ihren Beherrscher, den Polykrates daraus zu vertreiben und zu tödten. Um dieses Vorhaben desto besser auszuführen, bediente er sich des alten Kunstgriffs einer vertrauten Freundschaft, und drückte sie wohlmeynend in einem schmeichelhaften Schreiben an ihn aus *). Der Eingang dieses Briefes, die Anrede: So spricht Oroetes zu dem Polykrates, beweißt allein schon hinlänglich, daß

*) Herod. l. 3. c. 120 — 123. Id. l. 5. c. 58.

daß die Schreibekunst bey den Persern, so wie bey allen Orientalern *) ein sehr vertrautes Staatsgeschäfte war; daß diese insgesammt alle ihre Briefe mit dieser Anrede, als der einfachsten und natürlichsten Beglaubigung ihres kund zu thuenden Willens gewöhnlich anfingen, und Herodot diese Sitte der Orientaler in ihren Briefen gar wohl gekannt habe.

Unter dem Darius Hystaspis, dem Nachfolger des Cambyses, bekam Oroetes seinen verdienten Lohn für seine Herrschsucht. Diese war dem Könige schon längst verdächtig vorgekommen, und um vor den gefährlichen Absichten und Entwürfen dieses seines Satrapen sicher zu seyn, befahl er, ihn lebendig oder todt zu liefern. Bagarus nahm die Ausführung dieses Befehls über sich, und wie? „Er schrieb „verschiedene Briefe von vermischtem Inhalt, und ver„siegelte sie mit des Königs Siegelringe. Mit diesen „reisete er nach Sardes ab. So bald er daselbst „angelanget, und vor dem Oroetes erschienen war, „gab er einen Brief an den Königl. Schreiber, — denn

 „jeder

*) Einer solchen Anrede bediente sich auch Amasis, König von Egypten an den Polykrates, Herod. l. 3. c. 40. und Wesseling hat in der Anmerkung zu dieser Stelle noch mehrere dergleichen aus dem Thucydides l. 1. c. 129. von Xerxes, und aus 2 König. 18, 31. von Rabsaces angeführet. Diese Anredeformeln kommen so wohl bey mündlichen Bestellungen, als in Briefen vor.

„jeder Statthalter hatte dergleichen bey sich, — und „den andern an den Obertrabanten ab, um ihre Ge- „müther erst von ferne zu erforschen. So bald er sie „nun seinem Vorhaben geneigt fand, zog er den drit- „ten und vierten, und endlich den letzten hervor, worin „geschrieben stand, daß der König den Kopf des Oroe- „tes verlange, und sogleich ward die That vollzo- „gen *)." Bey einer solchen Einrichtung in Persien, wo der König seine Staatssekretairs, und jeder Statthalter seine königlichen Schreiber bey sich hatte, um durch sie den, einem so großen Reiche so nöthigen Briefwechsel beständig unterhalten zu können, sollte da jener Einwurf von dem durch Krieg und innerliche Unruhen zerrütteten und verwüstetem Lande, noch wohl das geringste Gewicht haben? Ich lasse andere darüber urtheilen, und will nur noch die Geschichte des persischen Briefwechsels bis auf den Artaxerxes herunter führen, unter welchem unser Herodot seine Geschichte geschrieben hat.

Thucydides, Diodor und Nepos, drey würdige Schriftsteller des Alterthums, haben den starken Briefwechsel des Pausanias mit dem Xerxes geflißentlich aufgezeichnet **). Der unzufriedene Grieche ging mit nichts geringerm um, als sein Vaterland in persi-

*) Herod. l. 3. c. 128.

**) Thucyd. l. 1, 22. Diodor. l. 11. c. 45. Nepos in Pauf c. 4.

persische Sclaverey zu stürzen. Er schrieb zuerst, und Xerxes antwortete ihm so darauf, daß er nur seine Vortheile dabey wahrnahm, und den Verräther anzuführen suchte. Jener übergab seine Briefe seinen getreuen Dienern zur geheimen Bestellung, und war dabey so grausam, die Verfügung am persischen Hofe zu machen, daß keiner von ihnen zurückkommen, sondern einer nach dem andern getödtet werden sollte, damit das Vorhaben nicht entdeckt würde. — Ungleich rühmlicher war der Eifer des Demaratus in eben dieser Kriegessache. Dieser König der Spartaner hatte sich aus seinem Vaterlande nach Medien geflüchtet, und hielt sich eben zu Susa auf, als Xerxes sich zum griechischen Kriege rüstete. Um nun einen Brief aus Medien nach Sparta sicher abschicken, und seinem Vaterlande von den Absichten des Königs und den drohenden Gefahren bey Zeiten Nachricht geben zu können, besann er sich auf eine List, die ihm nach der Zeit Hamilkar von Carthago in seiner Gesandtschaft an den Alexander nachmachte *). Er nahm eine Brieftafel von zwey Blättern, schabte das Wachs davon ab, und schnitte die Buchstaben seines Briefs in den Holzgrund. Diesen überzog er vom neuen mit Wachs, und so schickte er sie als unbeschrieben öffentlich fort. Diese List verdient hier um so mehr angemerkt zu werden,

 weil

*) Frontin. Stratag. l. 1. c. 23. Gellius l. 17, 19. Iustin. l. 21, 6.

weil sie offenbar nicht nur eine große Fertigkeit in Behandlung der Correspondenz bey den Medern, Persern und Griechen, sondern auch noch dies voraussetzt, daß ihre mannichfaltigen Kenntnisse so gar den Kundschaftern und Wächtern des Landes, worauf Herodot *) ins besondere hier zu sehen scheint, bekannt gewesen sind, und mit diesen Beweisen hoffe ich der Sache ein Gnüge gethan zu haben.

F. Bey den Griechen.

Nun die Griechen! ja, die verdienen es würklich, daß man ihre Ehre wider so harte Beschuldigungen rette. Der gute Homer soll nicht einmal haben lesen und schreiben können, und er war so ein göttliches Genie. Und warum? Nicht, weil er etwa keinen Lehrer gehabt, sondern weil das griechische Alphabeth zu seiner Zeit noch nicht vollständig war, weil seine Sprache noch keine Diphthongen oder Doppellauter hatte, weil zu ihrer Erschaffung viel Zeit und Kunst erfordert wird, weil kein Wort, kein Merkmahl eines geschriebenen Briefes oder sonstiger Schrift, in allen seinen Werken vorkommt, weil er nicht einmal ein Wort hat, das schreiben heißt, weil — — doch ich bin müde, mehrere weils auszuführen. Lauter negative Beweise, und die beweisen, alle zusammengenommen, und wenns noch hundert mehr wären, just — nicht

*) Herod. l. 7. c. 239. Iust. l. 2. c. 10.

nicht das allergeringste! Homer, sagt man ferner, war ein Liedersänger, er schrieb nicht Gedichte, sondern sang sie nur, und lange nach seinem Tode wurden erst in den Orten, die er mit singen durchwandert hatte, abgerissene Stücke aus dem Munde derjenigen aufgefangen, die sie noch nachsingen konnten. Immer mehrere wurden hier und da gesammlet, aufgeschrieben, und der Welt endlich bekannt gemacht.

Diese Hypothese ist zu verwickelt, als daß ich mich hier damit befassen könnte. Sie stützt sich ganz auf das Vorurtheil des übermäßig starken Gedächtnisses der Alten. Aber welches menschliche Gedächtniß kann den weiten Umfang seines Schiffsverzeichnisses nur fassen? Sollte denn Homer nicht wenigstens einen schwachen Umriß von dem Liede oder der Rhapsodie, das oder die er absingen wollte, vorher entworfen haben? War er so weit Original-Genie, auch aus dem Stegereif Homer zu seyn? Und woher weiß man dieses? Was ich schrieb und dachte, war ein Vers, rühmte Ovid von sich, und wie viel strich er nicht aus? War auch das nicht beym Homer, so weiß man eigentlich nicht das mindeste von ihm, so sind wir die Bewunderung seiner Gedichte, seines Genies, seiner Kunst, seinen Aristarchen, und nicht ihm schuldig. — — Er soll ja auch den Krieg der Frösche mit den Mäusen besungen, und dies kleinere Gedicht zum Vorbothen seines größern

Werks vorausgeschickt haben. In diesem meldet er nun gleich im Anfange *), daß er seine Gedichte auf seine Tafeln, die auf seinen Knien ruheten, zu schreiben pflege. Ist aber Homer nicht der Verfasser dieses Stücks, hat es ein anderer gemacht, und für Homers Werk verkauft **), so mußte er doch das eigenthümliche und übliche der homerischen Zeit darin beobachten, sonst hätte sich der Betrüger bey den Griechen, die doch wohl ebenfalls gewußt haben werden, daß man zu Homers Zeit noch nicht schreiben konnte, gleich anfangs lächerlich gemacht, und diese Bemerkung gilt auch von dem Verfasser der Lebensbeschreibung Homers, die gemeiniglich dem Herodot beygelegt wird.

Doch, wie gesagt, ich nehme aus jener Hypothese nur die Stücke heraus, die zu meinem Zwecke gehören. Andere mögen den Rest nach seiner grammatikalischen Güte beleuchten. Im Griechenlande schrieb man schon um die Zeit des trojanischen Krieges, — und der ist doch sehr alt, — wenn es wahr ist, daß im Homer die Dinge so vorgestellt sind, wie sie damals üblich und sittlich waren. Irre ich mich nun nicht ganz, so liegt in

*) Vs. 3. S. auch den alten Scholiasten von dieser Stelle in der Ausgabe des Ernesti.

**) Barnes hat in seiner Ausgabe des Homer, dies Gedicht demselben in einer besondern Differt. vindicirt, und seine Gründe sind nicht zu verachten.

in der Stelle des Homers *), woraus der berühmte Wood so zuversichtlich den Mangel der Schreibekunst schließen will, die ganze Kraft meines Gegenbeweises, und er wird stehen oder fallen, wenn man geurtheilet hat, welche Erklärung von beyden die richtigste sey. Ich mag sie herumwälzen, diese Stelle, wie ich will, so scheint mir das nicht durch, was Wood darin erblickt.

Um alle meine Leser in den Stand zu setzen, von dieser Sache selbst mit Ueberzeugung urtheilen zu können, will ich die Gelegenheit dazu ganz kurz berühren. Bellerophon, ein junger Prinz vom Königl. Geblüte, hielt sich noch vor der Zeit des Trojanischen Krieges am Hofe zu Argos auf, wohin er wegen eines in Corinth begangenen Mordes geflüchtet war, um sich hier versöhnen und reinigen zu lassen. Er war der schönste Mann der Stadt. Die Gemalin des Argivischen Königs Prötus, die göttliche Antia, verliebt sich deswegen in ihn, und bittet ihn mit Sehnsucht um eine geheime Befriedigung ihrer von seiner Schönheit entbrannten Begierden. Bellerophon, zu fromm, ein solches Uebel zu thun, und wider die heiligen Rechte der Gastfreyheit zu sündigen, und auch zu klug, sich durch dergleichen vorgeschrittene Anträge in unausbleibliche Gefahren zu stürzen, schlägt ihr die Bitte völlig ab.

*) Iliad. B. 6. Vs. 168. Diese ist das crux Criticorum.

ab. Antia, vom Zorne der verschmäheten Liebe aufgebracht, klagt ihn also bey ihrem Gemale an, und sagt, daß Bellerophon sie, wider ihre Neigung und Willen, zu einer That der Untreue habe bereden und verleiten wollen. Entweder, fügt sie hinzu, mußt du sterben, oder es liegt dir ob, zu deiner eigenen Sicherheit, diesen aus dem Wege zu räumen. Der König geräth in Eifer. Tödten will er selbst ihn nicht, das wäre zu grausam, und wider das Gastfreyheits-Recht. Er will ihn aber an seinen Schwiegervater Jobates, den König in Lycien schicken, der soll für seinen Untergang sorgen. Nun geht die Handlung an. „Prötus nimmt eine Tafel von zwey Blättern, und „voll von fürchterlichen Uebeln, *κακὰ φρεσὶ βυσσοδομεύων*, die er dem vermeyntlichen Verbrecher zuge„dacht hat, schreibt er darauf schwere Zeichen, „harte Beschuldigungen, böse Anklagen, und viele „andere, das Gemüth kränkende Dinge „mehr *), ohne allen Zweifel auch diese: stelle diesen „Mann, den Ueberbringer der Tafel, in den Streit, „wo er am stärksten ist, Vers 184. 185. oder beför„dere ihn auf andere Art zum Tode. Laß ihn mit wil„den Thieren kämpfen, Vers 179. 180. oder von star„ken Männern heimlich überfallen werden, Vers 187. „188.

*) Die ganze streitige Stelle heißt: σήματα λυγρὰ, γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά.

„188. u. s. w.“ *). Diese Tafel legt nun Prötus zusammen, und verschließt sie, wie der Scholiast hier anmerkt, mit seinem Ringe. Hierauf übergiebt er sie dem Bellerophon, als einem wahren griechischen Urias, um sie dem Könige in Lycien zu überbringen. Bellerophon geht ab, kommt an, übergiebt die Tafel, der Empfänger öffnet sie, ließt oder welches einerley ist, sieht die Zeichen, und begreift, was der Absender haben will, und das soll kein geschriebener Brief seyn? Die Griechen sollen um Trojens Zeit nicht haben schreiben können, und doch läßt sie Homer solches thun? Ja, sagt Wood, Homer redet hier nicht von Buchstaben, sondern von Zeichen, er läßt auch diese nicht schreiben, sondern malen. Nun das ist wahr! Die Gelehrten wissen in der That nicht, was sie wollen. Sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht.

*) Alle diese Todesarten stehen mit klaren Buchstaben im Homer, und es ist zu vermuthen, daß Prötus sie dem Jobates ausdrücklich an die Hand gegeben und geschrieben habe, um den Verdacht von dem Tode dieses Prinzen von sich beyden glimpflich abzulehnen. Wenn übrigens Homer den Bellerophon in einen Streit mit den Solymäern führet, um ihn darin erschlagen zu lassen, sollte er nicht die Geschichte Davids mit der Bathseba, und des Josephs mit Potiphars Weibe, im Sinne gehabt, und beyde nach griechisch-poetischer Art ausgeschmückt haben. Die Zeitrechnung hat nichts dagegen einzuwenden. Der Umgang Homers mit den Juden ist aus seinem ganzen Werke sichtbar.

nicht. Soll man denn, wenn man schreibt, immer dabey setzen, man schreibt mit Buchstaben? Welcher Grieche hat das je gethan? Das liegt schon in dem Worte schreiben, und was das malen betrifft, so versichert Herr Merian, der getreue Nachfolger des Wood, daß Homer nicht von malen rede, denn die Malerey sey weit jünger, sondern von eingraben, einschneiden. Wer hat nun Recht? Warum mögen doch die Griechen und Homer selbst, nicht damals schon so geschrieben haben, wie wir jetzo thun, mit Feder und Tinte auf holländisches Postpapier, und mit rothem Lack gesiegelt? die einfältigen Leute! Ich müßte mich schämen, hier weitläuftig sagen zu wollen, daß die Schreibmaterialien der Alten zu ihren Schreibewerkzeugen, und diese zu jenen, bey allen ihren Verschiedenheiten sich immer eben so gut zusammen geschickt haben, als unsere Federn und Tinte zu unserm Papier, wenn wir schreiben. Buchstaben sind einzelne Zeichen der Worte, und Worte einzelne Zeichen der Gedanken, und eine zweckmäßige Verbindung aller dieser Zeichen ist ein vollständiges Gemälde unsers Verlangens, das wir durch Vorzeigung desselben andern kund thun. Es sey nun, daß diese Benennung entweder als ein elementarer Ausdruck der erfundenen menschlichen Schreibekunst, wie die Morgenländer die Buchstaben deswegen Zeichen nennen, oder als ein natürlich erhabener Gedanke zu betrachten ist, in welchem Sinn Eustath ad

Il. 6.

Il. 6. p. 633 sie genommen hat, ein verzeichnetes Todesurtel einen Inbegriff schwerer Zeichen zu nennen; so zeigt sie doch allemal den Gebrauch des Schreibens an, so wie die ganze Erzählung Homers davon augenscheinlich beweist, daß Griechenland zwar damals noch auf der untersten Stufe seiner Correspondenz gestanden, aber doch gewußt habe, Abwesende durch Briefe in sein Interesse zu ziehen. Codicilli missitati epistolarum gratia, schreibt Plinius von der Correspondenz im Homer, und er hatte ihn doch auch gelesen, und wohl so gut verstanden, als einer in unserer Zeit *). Und ist die andere Nachricht des Plinius l. 13. c. 13. wohl eine Legende, wenn er des Sarpedons, eines in der trojanischen Geschichte so berühmten Mannes, geschriebenen Briefes erwähnet, der von dem Consul Mutianus in Lycien gefunden und gelesen worden? **)

So

*) Plin. hist. nat. l. 33. c. 1. Πίναξ πτυκτὸς war eine von zwey Blättern zusammengelegte hölzerne Tafel, in deren inwendige Seiten die Buchstaben eingegraben, hernach zusammengelegt, mit einem Band bewunden und versiegelt wurden. Diese Tafel nannten die Griechen nachmals ἐπιστολή, einen Brief, und das beweiset das Wort schreiben, graphein.

**) Mutianus ter Consul prodidit nuper se legisse, cum praesideret Lyciae, Sarpedonis e Troja scriptam in quodam templo epistolae chartam. Von dem Worte charta, woran sich viele stießen, werde ich weiter unten reden.

So viel ich von den alten Schriftstellern über die Schreibekunst im Homer habe nachschlagen können, so viel sind auch der Meynung, daß sie damals schon sehr gut getrieben, und besonders zur Correspondenz gebraucht worden sey *). Nur nach einigen Tausend Jahren kommt ein Engelländer, der uns aus einer üblen Auslegung mißverstandener Worte sagen will, daß jene sich alle geirret, und daß die trojanischen Griechen so wenig, als Homer selbst haben schreiben können. Was ihn zu dieser Aeußerung vornehmlich verleitet hat, sind die Worte: Saemata lygra, die ich durch schwere Zeichen, und das Wort: graphein, das ich durch schreiben übersezt habe. Allein Wood befindet sich bey seiner Meynung in einem erweislichen Irrthum. Denn er ziehet wider alle Regeln der Auslegungskunst, und wider die Natur der Beywörter, das Beywort lygra, schwer, auf das mühsame und beschwerliche der Zeichen, auf die noch ungewohnte, ungeläufige, und ohne Mühe und Noth nicht zu machende Züge oder Zeichen der Gedanken, und weiß in dieser angstvollen Verlegenheit selbst nicht, ob es symbolische, hieroglyphische oder Gemäldeschrift gewesen, da es doch offenbar auf den Inhalt des Briefs, auf das beschlosse-

*) Der alte Scholiast des Homers gedenkt ad l. 6. Vs. 168. auch eines Apfelbriefs, den eine junge Phrygerin aus Moneja, hart an Troja gelegen, aus Liebe an den Achilles, der ihre Stadt belagerte, geschrieben hat.

beschlossene Verderben seines Ueberbringers, des Bellerophons, gehet. Homer erklärt es ja selbst Vers 169. und 178. durch verderblich und böse, und Iliad. 19. Vers 337. nennet er einen Brief von einem solchen Inhalt, eine traurige und betrübte Bothschaft, λυγρὴν ἀγγελίην. S. auch Il. B. v. 873. Daß alles Unglück, das jemanden bevorstehet und überkommen soll, in der alten Welt, und in ihrer kraftvollen Sprache, ein Obschweben schwerer Zeichen heiße, das, dächte ich, wäre überhaupt, und auch dem, der den Homer und die orientalischen Schriftsteller nur von ferne begrüßt hat, eine ganz bekannte Sache. Die Zeichen selbst aber, Saemata, die dem Königl. Briefträger den schweren Tod bewürken sollten, was waren sie, sowohl nach dem allgemeinen Gebrauch dieses Worts in der Homerischen, als auch von dieser streitigen Stelle insbesondere in der historisch-kritischen Sprache der nachfolgenden griechischen Schriftsteller, ferner nach der ursprünglichen Bedeutung des Zeitworts, und nach der lauten Aussage der Geschichte, anders, als wahre Cadmeische Buchstaben? Was bey dem Homer Zeichen heißen, habe ich zum Theil bereits vorhin angeführet, und einige Stellen aus ihm namhaft gemacht. Die Hauptstelle aber, die ich für klassisch halte, habe ich bis hieher versparet. Neun Griechen sollen nach dem siebenten Buche der Iliade loosen, wer mit dem Hektor in einem Zweykampfe

streiten soll. Jeder, sagt Homer, bezeichnete deswegen sein Loos, Vs. 175. Ajax, den es bey der Ziehung trifft, überschreibt das seinige auch, Vs. 187. Dies Bezeichnen nennt er also überschreiben, und das Merkmal oder die Inschrift selbst, das Zeichen des Looses, Vs. 189. Wenn also Homer, als der beste Ausleger seiner Worte, beyde Zeitwörter für eins nimmt, und eines durch das andere erklärt, warum sollen die davon herkommenden Nennwörter, Zeichen und Buchstaben, nicht eine und eben dieselbe Bedeutung haben? Zu mehrerer Bestätigung der Wahrheit dieser Sache, will ich einige der nach ihm gelebten Griechen anführen, und diese selbst reden lassen, wie sie jene Zeichen verstanden haben. Eustathius, auf dessen Aussage man sich so viel zu gute thut, nämlich, daß im ganzen Homer kein Wort, das Buchstaben heißt, vorkomme, gesteht gleichwohl an unserm Orte, dessen Erklärung mich jezt beschäftiget, ganz offenbar selbst ein, daß das Wort Zeichen ein allgemeiner Ausdruck sey; und eine Benennung von vielen Dingen in sich fasse*). Nach dieser seiner Auslegung versteht er die Zeichen des Bellerophontischen Briefes von einzelnen Buchstaben, und führet dabey die Ursach an, daß sie darum Zeichen genannt werden, weil sie Vorstellungen der Worte, der Gedanken und

*) Iliad. 6 Buch Vs. 176. pag. 634. edit. Rom.

und Sachen sind *). Nichts kann deutlicher gesagt werden. Auf diesen wahren Grundsatz haben alle Griechen nach dem Homer gebauet. Euripides hat in der Iphigenia in Aulide, Vs. 98. 99. die nämlichen Worte, die Homer in unserer Stelle gebraucht, und in der Iphigenia in Tauris, Vs. 760. und 793. etwas andere, doch braucht er das Zeitwort Vs. 767. ganz ausdrücklich von reden, mit Worten reden, so gut, wie Homer Il. α. v. 296. von befehlen, gebieten, reden, und also auch Worte schreiben. Timon Phliasius, der um die Zeit des Ptolomäi Philadelphi lebte, nennt bey dem Sextus die von Cadmus nach Griechenland gebrachten phönizischen Buchstaben, phönizische Zeichen **). Apollodor hat in seiner Bibliothek, B. 2. S. 70 der Ausgabe von 1599 den Homer in dieser Stelle so treflich aufgeklärt und deutlich gemacht, daß es fast nicht zu begreifen ist, wie man ihn so mißverstehen kann. Er erklärt die Zeichen durch Buchstaben. Eben so deutlich und bestimmt ist der Scholiast Tzetzes über den 17. Vs. des Lycophrons Cassandra. Den

*) ad Verſ. 168. γράμματα sind σημεῖα φωνῶν, καὶ νοημάτων, καὶ πραγμάτων.

**) Φοινικικὰ σήματα Κάδμου. Diese σήματα erklärt Chrestodorus Anthol. l. 3. c. 1. epigr. 4. durch Στοιχεῖα. — — — — — Κάδμος Στοιχείων Δαναοῖς πρῶτος ἔδειξε τύπον. i. e. Cadmus graecis literarum exemplar primus dedit.

Scholiast Didymus, das Etymologicum magnum, und andere mehr, nicht anzuführen, und so nennen Herodot, Diodor, Strabo, Plutarch, Pausanias, die älteste griechische Schrift, bald Buchstabenschrift, Grammata, bald Schrift-Elemente, Stoicheia. Alle diese Wörter sind von einerley Bedeutung, und ihr vermischter Gebrauch bey den Griechen bewährt sie vollkommen. Jetzund in den Homerischen Worten wegen ihres Alterthums unerforschliche Dinge erblicken, dergestalt, daß man an ihrer rechten Bedeutung verzweifeln müsse, heißt sich die Sache ohne Noth erschweren und damit im Grunde nichts sagen. Man sehe doch Menagii observatt. in Diog. Laert. l. 7. Segm. 56. 57. wo er aus dem Ammonius beweiset, daß Gramma die Figur und das Zeichen des Buchstabens bedeute, Stoicheion aber die Aussprache und den Namen der Figur.

Aber das Zeitwort graphein leidet doch diese Erklärung nicht, sagt Wood. Es heißt in den ältesten Zeiten nicht schreiben, sondern malen, und jener Brief des Prötus kann noch immer in Gemälden bestanden haben, die verständlich gnug waren, den Bellerophon sterben zu lassen. Dieses letztere wird unerwiesen vorausgesezt, ja es ist nach der bisher geführten Erklärung sogar falsch. Malen mit Ausschließung aller andern Bedeutungen, die das Wort in dem

Alter-

Alterthume der Schreibekunst hat, wo steht das? Dies hätte Wood beweisen sollen. Graphein heißt auch eingraben *), und drucken, oder encaustisch schreiben. Aber was folgt aus allen diesem? Nicht ein Haar mehr, als daß alle alten Völker ihren üblichen Gebrauch, ihre innern Gedanken, durch äußerliche Zeichen auf eine bequeme Materie sichtbarlich darzustellen, nach Beschaffenheit dieser Materie, und der dazu gehörigen Werkzeuge, und nach der Art ihres Verfahrens dabey, mit Hinsicht auf den Gegenstand und die Bestimmung des Aufsatzes, mit einem jeder Art des Verfahrens nicht besonders entsprechenden, sondern mit einem allgemeinern Worte ausgedrückt haben, folglich mögen sie ihre Gedanken in Steine, Bley und Holz eingegraben, oder auf Thierhäute aufgeschmiert, wie ein neuer Schriftsteller sagt, oder auf egyptisches Papier, Leinewand, u. s. w. gemalet haben, so heißt dies alles, wenn von Buchstaben und Worten die Rede ist, schreiben, und graphein bey den Griechen schlechterdings das nämliche. Briefe und Geschichte, Reden und Gedichte malen, heißt nach der gesunden Vernunft schreiben. Menschen, Thiere, Bäume, Pflanzen, Gurken malen, und alles, was sich für den Pinsel schickt, heißt im

*) Diese Bedeutung hat der Hr. v. Ihre aus dem höchsten griechischen Alterthume der Schreibekunst hergeführet, in den scriptis vers. Vlph. illustr. pag. 219 nach der Büsching. Ausgabe. Unser teutsches graben, eingraben, ist das nämliche.

im eigentlichen Verstande malen. Die Verwechselung dieser Begriffe ist auch in den entferntesten Zeiten nicht zu gedenken, obschon nur ein Wort für beyde Künste da ist. Wenn z. B. Ulphilas den ersten Vers des ersten Kapitels im Lucas, wo dieser sagt: daß viele sichs unterwunden haben, zu stellen die Rede von den Geschichten, so übersezt: daß eine Menge bereits begonnen habe, zu malen die Erzählung oder Geschichte, folgt wohl daraus, daß er und seine Gothen, weder Buchstaben gehabt noch gekannt, noch die ganze damalige Welt in Teutschland zu schreiben gewußt habe, sondern daß die evangelische Geschichte sowohl von andern vor ihm, als von ihm selbst, blos sey symbolisch oder hieroglyphisch gemalt, und in eine Gallerie von Gemälden gebracht worden? So wird auch der biblische Ausdruck: wie im Gesetz geschrieben steht, sehr oft von ihm gegeben: wie in der Wette gemalet steht. Der Abstand der Gothen von uns ist weit größer, als der des Homers von dem Demosthenes. Kein Mensch wird sich an diesen Ausdruck stoßen. Hingegen, wenn Herodot von sich erzählt, daß er den Vogel Phönix nie anders als im Gemälde gesehen habe, γραφῇ, l. 2. c. 73. so wird wiederum keiner so einfältig seyn, und das Wort von einer Schrift verstehen, oder von einem Brief, wie es beim Euripides vorkommt, und nach diesen Verhältnissen muß man auch die lärmende Anmerkung des Gronovs, von der alten Erdbeschreibung

bung einschränken; denn diese konnte gemalt und auch geschrieben seyn *).

*) Observ. in Herod. l 4. pag. 127. edit. Wessel. Indem ich der Ursache nachsinne, woher es gekommen, daß die Alten das schreiben auch malen genannt haben, so glaube ich behaupten zu können, daß solches nicht darum geschehen sey, weil sie anfänglich, ehe sie Buchstaben gehabt, ihre Gedanken in hieroglyphischen oder symbolischen Gemälden vorgestellet; denn jenes wird ohne allen Beweis angenommen, und dieses sezt schon einen höhern Grad von Wissenschaften in Ansehung des Verhältnisses zwischen dem Zeichen und Bezeichneten voraus; sondern weil sie jede Darstellung eines Strichs, einer krummen oder geraden Linie, als der Grundrisse aller Figuren, in den Sand mit dem Stabe, an die Wand mit der Kohle, oder auf Holz, Pergament und Papier mit einem Griffel oder Feder, zeichnen genannt, und darunter jede Figur von Linien zur Buchstabenschrift, oder zum Umrisse von andern Dingen verstanden haben. Weil nun Buchstaben zeichnen nichts anders ist, als schreiben, so liegt darin der ursprüngliche Grund von dieser gemeinschaftlichen Benennung. Daher kommt es auch, daß Homer zeichnen und schreiben zusammensezt, und ein Wort durch das andere erkläret. Iliad. B 7. Vs. 175. u. 187. Die Schreibe-Zeichnungskunst ist der Anfang zur Malerey, und mit dem Fortgange dieser Kunst mag auch die eigentliche symbolische und hieroglyphische Gemäldeschrift entstanden seyn. Weil nun die Grenzlinien bey der Behandlung dieser dreyen Künste so genau in einander fließen, und alle sich auf ein einziges Reißzeug anfänglich mögen bezogen haben, bis die Malerey hernach sich den Pinsel alleine, und die Schreib- und Zeichnungskunst sich den Griffel zueignete, so scheint es unstreitig zu seyn, daß zeich-

Ueberhaupt dünkt mich, daß man die Homerischen Griechen noch nicht recht kenne, und daß man den Zustand ihrer Literatur aus dem Gesichtspunkte ihrer Lebensart und übrigen sittlichen Handlungen ganz falsch betrachte, indem man ihnen zuweilen die eine Hälfte einer Sache einräumt, und sie über alle Maaße erhebt, und die andere Hälfte davon wiederum ganz tief herabsezt, oder gar läugnet, alles nach dem schiefen Maasstabe, den man aus diesem oder jenem Winkel des Homers auf sie angelegt hat. Die Schreibekunst, als der erste und vorzüglichste Theil der Literatur eines Volks, ist der klare Beweis von dem, was ich sage. Ist es denn wohl eine größere Kunst, einen oder mehrere Buchstaben zu schreiben, oder zu zeichnen, als Schlachten in Tücher und in Kleider zu nähen oder zu würken, welches beydes doch eine Zeichnung voraussezt? Diese leztere Kunst verstand das griechische Frauenzimmer im Homer zu Trojens Zeit nach aller Eingeständniß vollkommen. Nur ihre Männer sollen so ungeschickt und dumm gewesen seyn, daß sie von jener nicht einen Buchstaben haben zeichnen können, da doch die Schreibekunst allen Barbaren, wie Herodot die Ungriechen nennt, damals so bekannt war. Doch ein Irrthum gebiert den andern. Man würde auf jene falsche Vorausse-

zung

zeichnen, schreiben und malen, selbst in den ausgebildeten Sprachen, in Ansehung ihrer gleichen Bedeutung aus dieser Quelle geflossen sind. Doch salvo meliori.

tzung von einer Gemäldeschrift nicht gefallen seyn, wenn man die Geschichte dabey zu Rathe gezogen hätte. Hauptsächlich verstößt man sich in diesem Betreff auf eine dreyfache Art gegen dieselbe. Einmal trauet man den Griechen, so lange sie noch in einer Art von Wildheit lebten, die Buchstaben, und die Wissenschaft, sie zum Schreiben anzuwenden, gar nicht zu, da doch diese Behauptung, statt gegründet zu seyn, gerade das Verhalten aller Völker wider sich hat, und außerdem nichts von den Mitteln erwähnet, wodurch die Dinge in der Welt von einer Nation zur andern fortgepflanzet werden. Hernach glaubt man aus einem eben so unstatthaften Grunde, daß die Völker und Nationen, die von einer andern eine Buchstabenschrift erhalten und angenommen haben, solche eben ihrer Wildheit wegen, Jahrhunderte hindurch ungenuzt und ungebraucht haben liegen lassen. Diese Behauptung ist gerade der Ehre und der Neigung der Menschen zur Verbesserung ihres Zustandes, und sollte es auch nur aus Eitelkeit seyn, entgegen. Endlich steht man in der irrigen Meynung, daß, wenn der Schriftgebrauch bey einem Volke oder Nation nicht so allgemein gewesen, daß alle Stände desselben, der Fürst, der Staatsmann, der Bürger und Pöbel gleichfleißig geschrieben, und dessen Geschichtschreiber es nicht eben so fleißig angemerkt haben, derselbe gar nicht, ja nicht einmal die Kunst zu schreiben, darin vorhanden gewesen sey, und auf diese

falschen Schlußsätze gehen sämmtliche Behauptungen des Wood hinaus, und auch aller derer, die ihm blindlings folgen.

Eine Nation mag dem Anscheine nach, so wild und kriegerisch seyn, wie sie will, mag vom Rauben und Plündern, von der Jagd und Viehzucht, kurz, das ganze Leben leben, das den Zustand ungesitteter und wilder Völker ausmacht, so hat sie doch auch ihre Ruhepuncte, wo der Geist, der in ihr bishero zum natürlichen Leben gedacht hat, weiter nachsinnt, und auch seine ihm gemäßere Beschäftigung wählet.

— — — — — — — animusque viciſſim
aut curam impendit populis. aut otia Muſis.

Und es ist noch die große Frage: ob wir den Zustand der alten Völker uns nicht schlimmer vorstellen, und schildern, als er würklich gewesen ist? Wenigstens war die Seeräuberey bey allen alten Völkern kein unehrliches Gewerbe, sondern Lobenswerth. Dies hat Thucydides B. 1. seiner Geschichte aus Homers Odyßee B. 3. v. 71. ganz klar und deutlich bewiesen. Die Lokrer, Aetoler und Akarnaner führt er nahmentlich als solche an. Und was sind die heutigen barbarischen Staaten anders, als Seeräuber? und gleichwohl haben sie eine gute Regierungsform, und die Schreibekunst ist ihnen nicht unbekannt. Sieh. Höst Nachrichten von Marokkos. Gnug, Musik und Tanz sind die ersten Keime der sittlichen Bildung einer solchen Nation.

Culti-

Cultivirtere Nationen gesellen sich mit der Zeit zu ihr, handeln mit ihr, lehren sie bequemere Mittel zur Erleichterung ihres Lebens, und erregen in ihr die Neigung zur Nachahmung. Dauret nun dieser Umgang mit gebildeten Nationen fort, und kommt die glückliche Lage des Landes, der Himmel, die angebohrne gute Denkungsart einer solchen Nation dazu, so kann ein Zeitraum von hundert Jahren erstaunende Veränderungen in ihr hervorbringen. So war es in dem alten Griechenlande. Argos beym Homer, ragte schon zu der Zeit, als der Weiberraub darin noch sehr im Schwange ging, allen übrigen Landschaften in der Handlung hervor. Die Phocaeer und Milesier sind die allerfrühesten Sechandlungtreibende Völker, und der letztern Reichthum und Macht war zu Homers Zeit so groß, daß sie an 70. neue Colonien ausschicken, die schwersten und langdaurende Kriege führen, und dem mächtigen Könige Gyges in Lydien die Spitze bieten, und ihn zu vortheilhaften Friedensbedingungen für sich, zwingen konnten. Nun mag man von den trojanischen Griechen denken und schreiben, was man will, so waren ihre kleinen Königreiche und Staaten, bey aller ihnen noch anklebenden sittlichen Rauhigkeit und Wildheit, selbst nach der Beschreibung Homers, sehr gut und mit vieler Weisheit eingerichtet. Das Land war ungemein bevölkert. Die Flotte, die nach Troja seegelte, bestand aus 1186 Schiffen, und die Mannschaft

schaft darauf ging über 100,000. Es hatte reiche und gut gebauete, mit langen Mauren umgebene Städte. Die mechanischen Künste blüheten unter ihnen, und hatten einen Grad von Vollkommenheit erreicht, der ihren Zeiten Ehre macht. Ulyß zimmerte sich bey den Phäaciern sein Schiff selbst, und brauchte dabey Richtscheit und Wage. Es gab Drechsler unter ihnen — Die Begriffe von einer weisen Regierung des Staats, und von der Nothwendigkeit einer wachsamen Vorsorge desjenigen, dem er zur Wohlfarth des Volks anvertrauet ist, waren lauter, vortreflich, und unverbesserlich. Ein König hieß bey ihnen der Hirte seines Volks, ein so vortreflicher Begriff, der bey keinem wilden Volke anzutreffen ist. Die Religion hatte ihre Festigkeit, und der Dienst der Götter wurde mit Ehrfurcht gefeyert. Und alle diese ruhmwürdigen Denkmahle, darin die trojanischen Griechen glänzen, sollten ihnen nicht so viel Licht und Kenntniß, und Anleitung gegeben haben, sich eine Wissenschaft von den Mitteln zu erwerben, ihre innerlichen Gedanken durch äußerliche Zeichen auf eine schickliche Materie sichtbarlich darzustellen, um sie einem Abwesenden mitzutheilen? Einige hundert Jahre nach ihnen durchreißt Homer Klein-Asien, schifft nach den Küsten von Phönizien, geht nach Egypten, besieht Städte, Länder, Völker, erwirbt sich Kenntnisse von der Erdkunde und andern Wissenschaften, als von der Beredsamkeit, Dicht-

kunst

kunst, Politik, Moral, u. s. w. die in allen Ländern dieses Theils von Asien blüheten, und er soll auf seinen Reisen nicht so viel gelernet haben, einen Buchstaben lesen und schreiben zu können?

Lange vor dem trojanischen Kriege hatte Griechenland seine Buchstaben von dem Cadmus erhalten. Dies bezeuget Herodot ganz umständlich. Plinius fand diese Meynung in den Schriften seiner Vorgänger ebenfalls bestätiget, und Tacitus hält sie für die beste und richtigste. Annal. l. 12. c. 4. Dies sein Zeugniß stützt Herodot auf die ältesten Denkmale Griechenlandes. Weil auf denselben, die er gesehen und gelesen, und deren Verfertigung weit über den trojanischen Krieg hinaus geht, phönizische Buchstaben zu den Inschriften sind gebraucht worden, so ist so lange zu vermuthen und zu glauben, daß diese die älteste und erste Buchstabenschrift der Griechen gewesen sey, bis das Gegentheil anderswoher bündig erwiesen ist. Ich bin ganz des Herodots Meynung. Denn nach Anleitung seines ganz sichern Schlusses, und der gefundenen sichtbaren Aehnlichkeit der ältesten griechischen Buchstabenschrift mit der phönizischen, haben nicht nur die alten, sondern auch die neuern Schriftforscher überzeugend dargethan und bewiesen, daß die phönizischen Buchstaben der Grund sowohl von den griechischen, als allen europäischen Schriftzügen sey *).

Nun

*) Plin. hist. natur. l. 7. c. 57.

Nun kommt es noch auf die Frage an: ob die Griechen vor dem trojanischen Kriege und dem Homer die erhaltenen phönizischen Buchstaben zum Gebrauch im gemeinen Leben angewandt, oder gänzlich vernachläßiget haben? Das letztere zu glauben, hieß allen Erfahrungen, und der Geschichte gerade zu widersprechen. Nein! Man erblickt an den allerältesten Griechen schon frühzeitig ihren eigenen Geist, so wie in allen ihren Dingen, also auch bey ihrer Buchstabenschrift geschäftig. „Erst schrieben sie, sagt Herodot, die erhalte„nen Buchstaben eben so, wie die Phönizier, das ist, „so wohl nach ihrer Figur und Zügen, als nach ihrer „Führung von der rechten zur linken. Im Fortgange „der Zeit nahmen sie eine Veränderung damit vor. Sie „veränderten die Figuren, den Gang der Reihen und „die Aussprache, oder die Nahmen der Buchstaben, „und was dann noch von der alten Urschrift ihr ähn„liches übrig blieb, das nannten sie aus Erkenntlich„keit, so wie es auch recht war, phönizisch". Diese Bemühung, das schwerfällige der Orientaler nach eigener Manier umzuschaffen, die Züge und Figuren feiner, leichter, und ihre Führung mit dem Gange der Reihen von der linken zur rechten, dem Genie der Europäer angemessener zu machen, verdient allein schon, daß ihr Andenken in Ehren bleibe. Von Cadmus bis auf den Homer, welcher Zeitraum zur bessern und feinern Bildung der Buchstaben!

Welcher

Welcher Völkerschaft im Griechenland soll man nun diese Buchstabenänderung eigentlich beylegen? Allen, das geht gar nicht an. Ich halte dafür, daß es die attischen Jonier gewesen sind, die die phönizischen Buchstaben umgesetzt, ihre Figuren umgedrehet *), und von der linken zur rechten, so wie die Reihen geführet, und auch die Nahmen der Buchstaben abgeändert haben. Weil man diese Veränderung für so wichtig, ja nach dem Homer und Eustath fast für göttlich hielt **), so wurde sie auch für eine ganz neue Erfindung angesehen, die den Griechen eigentlich zugehöre. Dieserwegen ist Herodot unerschöpflich in Lobeserhebungen seiner Athener, und der von ihnen ausgewanderten Jonier ***). Sie waren friedfertig, und

ließen

*) Nähmlich so: א A. ב B. ג Γ. u. s. w. und die Aussprache: Aleph, Alpha, Beth, Beta, Gimel, Gamma, eth, etha, Thet, Theta, u. s. w. Sollten hiernach die jetzigen hebr. Buchstaben, nach ihrer Figur und Aussprache nicht ein höheres Alterthum haben, als man ihnen gemeiniglich beylegt? Zu Cadmus Zeiten gab es weder eine samaritanische Sprache, noch dergleichen Buchstaben, und die sogenannten samaritanischen Buchstaben sind nur Abweichungen und Veränderungen der hebr. S. Rhenferd Dissert. 8. de antiquitate liter. judaic. in s. operib. philolog.

**) Palmer. in Gr. antiq. l. 1. c. 9. und Eustath. ad Il. B. Vers 841. p. 358.

***) Herod. l. 1. c. 57. l. 7. c. 162. l. 8. c. 44.

ließen die Cadmeer ruhig bey sich wohnen. Sie giengen nicht auf Streifereyen aus, wie die andern Stämme, sondern hielten sich still, und legten sich dafür auf den Anbau des Landes, auf Schiffarth und Handlung und Künste. Die Ausbildung der Buchstabenschrift war ein Hauptgegenstand ihrer Bemühungen, und die Jonier brachten sie zu ihrer Vollkommenheit. Da diese vortrefliche Besitzungen in Klein-Asien inne hatten, und Kraft ihres feurigen Geistes auf alle mögliche Künste und Wissenschaften bedacht waren, auch die Handlung und Schiffarth mit ungemeinem Eifer trieben; so muste nach den festen Regeln eines solchen Gewerbes die Ausbildung der Sprache und Schrift sehr schnelle Fortschritte zu ihrer Vervollkommnung machen, und diese Folgerung ist um so mehr richtig, da Herodot ihnen die Verbesserung der phönizischen Buchstaben ausdrücklich zuschreibt, und selbst aus ihnen die ersten und besten Schriftsteller entstanden sind. Wenn nun Diodor noch besonders anmerkt *), daß die alten Griechen beständig an den Cadmeischen Buchstaben etwas zu putzen, zu feilen, und zu verbessern gefunden haben, wohin sonder Zweifel die Verbindung zweyer Consonanten zu einem Buchstaben, desgleichen die Vereinigung zweyer Vocalen zu einem Doppellauter, wenn es dergleichen in der griechischen Sprache giebt **), nach dem

*) Diodor. l. 5.

**) Gatakeri Differt. de Diphthong. in s. operib.

dem Ton und Klang ihrer Aussprache gehört *): so ist das Räthsel, das den Wood so ängstigte, gleich aufgelößt, und der Zeitraum von da bis zum Homer lang genug, um in einer ausgebildeten Sprache schreiben zu können, so daß man gar nicht nöthig hat, sich mit ihm in Zirkelschlüssen herumzudrehen.

Homer hat also seine Gedichte zu seiner Zeit, wo die Wissenschaften bey den jonischen Griechen so vortreflich blüheten, und bey ihnen schon so viele Schriftsteller vorhanden waren, so gut geschrieben, als Hesiodus, sein Zeitverwandter, sein Tagewerk geschrieben hat, wie Herodot, Pausanias, und selbst Wesseling zugestehen **). Und woher wollte man sonst

*) Chishull ad inscript. Sigae. pag. 60.

**) Strabo merkt noch besonders vom Homer an, Seit. 4. daß er blos für die, die nach ihm kommen werden, gedichtet habe. Diese große Absicht des Nachruhms konnte Homer wohl nicht anders erreichen, als wenn er seine Gedichte schriftlich aufsetzte. Worte, Reden, Gesänge fliehen vorüber, und werden vergessen. Kein Ausdruck ist bey dem Homer häufiger, als die volatilia verba. Geschriebene Gedichte dauren länger, und überleben die Thaten selbst. Deshalb schreibt Pindar in der 4. seiner Nemeischen Oden v. 10. ganz recht: daß die Werke grosser Dichter länger leben, als Schlachten, Siege und andere Grosthaten der Menschen. Damit stimmt auch Horaz in s beyden Oden, B. 4, 9. B. 3, 30. überein. Wenn Homers Muse, singt er hier, dessen Schriften nicht den Nachkommen,

sonst das eigenthümliche von jedem dieser beyden Dichter wissen? Homer spricht die erhabene Sprache des feinen asiatischen Himmels, und Hesiodus bleibt an den Fußtapfen seines Landes kleben. Durch das Hörensagen kann sich dieser Geistesunterschied unmöglich erhalten. Archilochus, dessen Schriften noch Herodot vor sich hatte, lebte über 700 Jahr vor Christo. Theagenes, der vom Homer schrieb, unter dem Cyrus und Cambyses. Diese Schriftsteller, und viele andere vor und nach dem Homer, beweisen doch wohl unwidersprechlich, daß die Schreibekunst in Griechenland weit älter sey, als 554 Jahr vor Christo, wie Wood ohne Ueberlegung und Kenntniß daher schwatzet. Er und seines Gleichen, müssen gar nicht gelesen haben, was Pausanias im 4 B. c. 6. und 22. von der starken Correspondenz in dem Messenischen Kriege meldet. Um den ersten Ausbruch desselben in der 9ten Olympiade zu verhüten, schickte der Messenische König Antiochus eine Gesandtschaft mit Schiedsrichterlichen Vorschlägen nach Lacedaemon, die Lacedaemonier sollen aber

kommen überliefert hätte, so wie die des Alcaeus, Stesichorus, Simonides und Pindars rc. so würden die trojanischen und griechischen Helden eben so wohl in ewiger Vergessenheit versunken liegen, als die Helden vor Agamemnons Zeit, deren gewiß viele waren, darin versunken sind, weil sie keinen solchen Dichter, wie Homer, zu ihrem Lobe haben, der auf uns gekommen ist.

aber denen, die das Schreiben überbrachten, keine Antwort gegeben haben, sagt Pausanias; dagegen haben sie die verrätherischen Briefe des Arkadischen Königs, Aristokrates, des Bundesgenossen der Messenier, jedesmal fleißig beantwortet, davon aber der letztere von den Arkadiern, die bereits gegen ihren König Verdacht geschöpfet hatten, aufgefangen, und dadurch die Verrätherey völlig entdeckt wurde. Der Messenische König Aristomenes wurde darüber für Schmerz gleichsam versteinert. Er schwieg, und sahe weinend auf die Erde. Die Arkadier, dadurch gerührt, steinigten ihren König zu Tode, und ließen ihn unbegraben auf dem Felde liegen. Sie verewigten diese Schandthat durch eine Denksäule, mit einer Aufschrift dieses Inhalts:

Die Zeit hat allemal die Strafe für einen ungerechten König gefunden,
Sie hat auch durch die Vorsehung des Jupiters den Verräther Messeniens entdeckt,
Und zwar leicht. Ein Meineidiger bleibet Gott schwerlich verborgen.

Diese Inschrift, und diese verrätherische Correspondenz geht an die 200 Jahr über die Epoche von 554 hinaus. Ja, Justin meldet im 3 B. c. 5. von den Lacedaemonischen Soldaten in diesem Kriege, daß sie, durch die Gesänge des Tyrtaeus angefeuert, ihrer Väter Nahmen auf Täfelchen schrieben, und solche sich an den rechten Arm banden, damit, wenn sie in der Schlacht

blieben und unkenntlich geworden wären, daran erkannt werden konnten. Das thaten lacedaemonische Bürger! Aut, aut, entweder, alle diese angeführten Thatsachen sind falsch und erlogen, oder die Woodschen unwissenden Wäschereyen verdienten, sogleich von der Hand gewiesen zu werden, damit der Weg zum Studium der historischen Kenntnisse und Kritik durch solche Dornen und Disteln nicht noch mehr erschweret werden dürfe. Der persische Krieg machte den Umlauf des Schreibens in Griechenland noch häufiger. Themistokles schrieb ohne Mühe Briefe, und sandte sie hin, wo sie nöthig waren, und weiter mag ich nicht herunter gehen. Vom Herodot bin ich ausgegangen, und zu ihm kehre ich wieder zurück.

G. Bey den Römern.

Mit den Römern gebe ich mich nicht ab. Alles, was sie Gutes hatten, haben sie von den Griechen erlernt. Schon sehr früh ließen sich griechische Colonien in Italien nieder. Konnten die alten Einwohner des Landes damals noch nicht schreiben und lesen, so konnten sie beydes von den Griechen lernen, und daß die Römer die Griechen zu ihren Lehrern in Schrift und Sprache auch mit allem Danke angenommen haben, das beweisen, außer den ausdrücklichen Zeugnissen ihrer eigenen Schriftsteller, auch noch die Denkmahle, die davon vorhanden sind. Und hieher gehört die Anzeige

des

des Plinius im 13 Buche c. 13. seiner Naturhistorie, von dem Schreiber Terentius, der bey Umgrabung seines Gartens, den Sarg des römischen Königs Numa fand, worin verschiedene Schriften auf Papier geschrieben, befindlich wären. Numa ward römischer König 715 und starb 672 vor Christo. Plutarch berichtet in dessen Leben, daß man ihn in seiner Jugend zu den Sabinern geschickt, um ihn die griechische Sprache und andere Wissenschaften, Musik und Waffenübungen, und alles das lernen zu lassen, was Kinder vom Stande wissen müssen. Ferner gehört hierher der Befehl des römischen Königs Tullius, beym Dionysius B. 4. S. 230. alle Bündnisse, Gesetze und Gewohnheiten, schriftlich, und zwar mit griechischen Buchstaben, zu verfassen. Tullius ward römischer König 578. vor Christo. Die Anzeigen ihres Briefwechsels gehören, wenn wir sie in ihren Schriften finden, als so viel Beweise hieher. Livius hat gnug davon.

H. Bey den Teutschen.

Unsere ruhmwürdigen Vorfahren aber, die alten Teutschen, kann ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie haben das Schicksal, das fast allen freyen, nach der ungekünstelten Natur lebenden Nationen eigen ist, dafür ausgeschrieen zu werden, daß sie ohne allen Schriftgebrauch zu der Zeit gewesen wären, da Cä-

far, Plinius und Tacitus, uns von ihrem Zustande zuerst unterrichten. Aber weder ihre Lebensart, noch ihre Staats- und bürgerliche Verfassung, welche alle freylich noch etwas wild und roh waren, kann ihnen die Ehre der Schreibekunst rauben. Man muß ganz andere Beweise führen, als die geführet werden, wenn man einer ganzen Nation alle Kenntniß von Buchstaben, und alle Wissenschaft, sie zum schreiben anzuwenden, absprechen will. Erst muß man sie ganz genau durchforscht, und alle natürliche Hindernisse dabey vollkommen eingesehen haben, ehe man dergleichen Behauptungen waget. Daß die Staatsgeschäfte nur in den Händen einiger wenigen dazu angesetzten, des Schreibens erfahrnen Bedienten gewesen, hat auch manchen Fürsten des alten teutschen Reichs um die Ehre dieser Wissenschaft gebracht, und sie in die Classe der des Schreibens und Lesens unerfahrnen herabgewürdiget. Die Zeiten der fränkischen Könige und der mittlern Zeit, weisen auch würklich Beyspiele davon auf. Ich möchte aber doch nicht gerne daraus auf die ganze Gestalt unsers damaligen Vaterlandes schließen, noch blos die Geistlichen zu Vorstehern der Schreibekunst machen. Einige von unsern jetzigen großen Herrn, können noch kaum mehr, als ihre Nahmen in unlesbaren Zügen schreiben, und doch schreibt jetzt fast jeder Unterthan. Wenn Carl, der Große, eine teutsche Sprachlehre zu schreiben sich vornahm, aber wegen Unvermö-

vermögenheit davon wieder abstand, so war doch seine Absicht gewiß auf die Bildung derselben im Schreiben und Sprechen gerichtet. Er wollte, daß der Unterthan statt der verdorbenen lateinischen, oder der neu gebackenen französischen, sich der alten teutschen, als seiner Muttersprache bedienen, und sie verbessern sollte. Einige Mönche machten auch dazu einen guten Anfang, nur die Zeiten waren blos Schuld daran, wenn der Erfolg ihrem Bemühen nicht nach Wunsche entsprechen wollte.

Demohnerachtet schrieb man doch in unserm alten Vaterlande, und zwar von den frühesten Zeiten an. Wenn Tacitus von den alten Teutschen meldet*), daß ihnen die Geheimnisse der Briefe unbekannt wären, und Männer und Weiber nicht an einander schrieben, so ist seine Meynung gar nicht, daß ihnen die Schreibekunst selbst ein Geheimniß, und also unbekannt wäre, noch daß sie sonst jemals Briefe, oder etwas anders geschrieben hätten, — denn das gerade Gegentheil wird sich in der Folge zeigen, — sondern er läugnet nur, zur Beschämung der feinern Zeit, daß sie das Briefschreiben gemisbraucht, zu Liebesbriefen angewandt, und Männer und Weiber sich dadurch zu verführen gesucht hätten. In einem Capitel, das ganz von der ehelichen Treue der Teutschen handelt, wäre es ungereimt, von

*) de M. G. c. 19.

dem Tacitus zu denken, daß er damit auf ihre Unwissenheit im Schreiben, oder auf den Mangel der Buchstabenschrift gesehen hätte. Weder das vorhergehende, noch das nachfolgende konnte ihm den Gedanken dazu einflößen. Die Rede ist ja nicht von den Künsten. Einige wollen diese Maxime als einen Stich auf den muthwilligen Brief der Gemahlin des Antonius an den Augustus, der allen römischen Damen ein Aergerniß war, auslegen *). Mir ist es wahrscheinlicher, daß Tacitus nur schlechtweg habe sagen wollen, die Teutschen hielten nach ihren Sitten auch das Briefschreiben in seinem rechten Werth, und Männer und Weiber hätten weder mündlich, noch schriftlich sich etwas heimliches zu sagen, das Verdacht erwecken könnte **).

Man beruft sich noch auf eine andere Stelle im Tacitus ***), wo dieser bezeugen soll, daß die alten Teutschen die Schreibekunst nicht gekannt haben. Denn er schreibt, daß die Teutschen nur eine Art hätten, das Anden-

*) Mart. epigr. l. 11. c. 21.

**) Secreta literarum, heißen in der lateinischen Sprache nie die Buchstabenschrift, obschon viele von den neuern es so verstanden haben, sondern geheime Dinge, die man sich in Briefen einander heimlich anvertraut. Solche Secreta hatte Piso von dem Tiberius empfangen, den Germanicus aus der Welt zu schaffen. Sueton. Tiber 52. Secreta germaniae sind verborgene Wege, wodurch man unbemerkt gehen kann.

***) de M. G. c. 3.

Andenken der Thaten ihrer Vorfahren unter sich zu erhalten, und das wären die Lieder, die sie ihnen zu Ehren absangen. Beleuchtet man aber diese Stelle mit ihrem eigenen Lichte, und nach ihrem Standorte; so enthält sie im geringsten nichts, was wider die Schreibekunst wäre. Die Teutschen hatten keine Annalen, darin sie die Thaten, die ein Vorwurf derselben sind, zum Andenken der Vorwelt, und zur Bewunderung der Nachwelt schriftlich eintrugen. Wann ein Volk erst das thut, so ist es schon eitel und stolz auf die zweydeutige Stimme des Nachruhms. Darum bekümmerten sich aber unsere Vorfahren nicht, sondern sie sahen blos auf das gegenwärtige. Ihre Lieder waren bloße Aufmunterungen zum Kriege, mit deren freudigem Geschrey sie sich erhitzten, wenn sie in den Krieg gingen. Annalen tragen dazu nichts bey. Ihren Inhalt im thätigen Leben zeigen, ist besser, als in Schriften aufbewahren.

Die Grabhügel, deren Tacitus noch gedenkt *), und die man schon vor der Zeit, ehe er seine Geschichte der Teutschen zu schreiben anfing, an den Grenzen Teutschlands und Rhätien gefunden hatte, sind bereits von andern zu diesem Behufe angeführet worden **). Tacitus getraut sich nicht, zu entscheiden, wie sie dahin gekommen, und ob sie von den Teutschen oder

*) de M. G. c. 3. **) Teschenmach. Ann. Cliv. p. 47. 48.

Griechen verfertiget worden. Wenn dieser Zweifel bey ihm war, so konnte er den Teutschen vorher die Kenntniß der Buchstabenschrift unmöglich absprechen. Auch in dem Lager der Helvetier, schreibt Cäsar *), wurden Tafeln gefunden, die eine mit griechischen Buchstaben eingegrabene Inschrift hatten. Cäsar ließ sie sich bringen, und da fand er, daß sie ein Verzeichniß der Personen enthielten, die zum Kriege tüchtig waren, derer, die die Waffen wirklich trugen, und derer, die zu Hause geblieben waren, junge, alte, Weiber. Beyde Denkmahle rühren unstreitig von den Händen der Teutschen her. Denn obgleich jenen gerade entgegen zu stehen scheint, was Tacitus anderswo **) von den Leichenbegängnissen unserer Vorfahren meldet, so brauchen doch ihre Grabhügel und Leichensteine eben keine Mausoleen gewesen zu seyn, wohin die schwerfälligen Worte des Tacitus sich zu neigen scheinen, sondern schlechte unbehauene Steine, ohne allen Schmuck und Pomp, auf einen erhabenen Rasen hingestellt, mit der Aufschrift in griechischen Buchstaben: Hier ruht die Asche des Sacrovirs, Ariovist, Arminius u. s. w. waren gut dazu. Die Streifereyen der Teutschen an den Grenzen von Rhätien und den Alpen, waren von den ältesten Zeiten so häufig und stark, daß die Römer endlich gezwungen wurden, eine Barriere dagegen

*) Caesar de B. G. l. 1. c. 29.

**) Tacit. de M. G. c. 27.

gegen zu ziehen *). Die Listen von der Volksmenge der Helvetier, und ihre Kriegesrollen müssen die ersten nicht gewesen seyn, die sie gehalten haben; denn sonst ist nicht abzusehen, warum sie sie eben in dem Kriege mit dem Cäsar aufgenommen hätten. Daß aber beyde Inschriften entweder griechisch, oder mit solchen Buchstaben geschrieben waren, rührt von den beständigen Einfällen der alten Teutschen in Gallien her. Die Gallier haben nach dem Zeugnisse des Strabo die griechischen Buchstaben von den nach Marseille gewanderten Phocäischen Colonien erhalten **). Sobald diese Erscheinung, und die Kunst ihres Gebrauchs in Gallien bekannt wurde, sahen auch die Bewohner desselben die Vortheile davon ein. Sie fingen gleich an, ihre bürgerlichen Kleinigkeiten, Familiensachen, Handlungsverträge und Briefe mit griechischen Buchstaben aufzusetzen ***). Dadurch kam diese Schriftsprache in einen Umlauf, daß sie auch den Teutschen bekannt, nach Teutschland übergebracht, und bis in den Norden verbreitet wurde. Man fragt: ob die Gallier auch die griechische Sprache verstanden, und darin geschrieben, oder ob sie nur ihre eigene mit griechischen Buchstaben gezeichnet hätten? Das letztere nehmen die meisten an, ob ich gleich gestehe, daß Cäsar und Tacitus sich nicht

*) Tacit. hist. l. 3. c. 8.

**) Strab. l. 4. Caes. de B. G. l. 6. c. 14.

***) Strabo schreibt von ihnen: ὥστε φιλέλληνας εἶναι, ὥστε καὶ τὰ συμβόλαια ἑλληνιστὶ γράφειν.

nicht bestimmt genug darüber ausdrücken; denn graecae literae können auch der Sprache nach griechische Briefe heißen. Wenn es mit dem Druiden Divitiakus, der mit dem Cäsar, welcher doch sehr gut griechisch verstand, durch einen Dollmetscher reden mußte, seine Richtigkeit hat; so kann man doch von diesem einen nicht auf alle schließen. Die Gallier verstanden, außer ihrer Muttersprache, auch sehr gut griechisch und lateinisch. Dies zu glauben, berechtiget uns die Geschichte dieser Völker, wenn wir sie zu Rathe ziehen. Schon zu Augustus und Tacitus Zeiten blüheten zu Marseille, Autin, Thoulouse, und andern Orten die berühmtesten Akademien. Ihre Lehrer werden von Ausonius, in dem vierten Jahrhundert, noch mit ungemeinen Lobsprüchen erhoben. Die Wissenschaften, Künste und Alterthümer, die darauf gelehret wurden, tragen nach ihren Folgen, die sich an den Galliern zeigten, in der Geschichte solche Namen, daß sie Athen den Vorzug streitig machen. Jeder edle Römer, der nach Wissenschaften, Bildung des Geistes, und eines gefälligen Umgangs begierig war, ging Athen vorbey, und begab sich nach Marseille *). Varro schreibt, daß die griechische, lateinische und gallische Sprachen vorzüglich gut darauf gelehret wurden. Und Tacitus nennt diesen Ort den Wohnsitz der Wissenschaften, den glücklichen Aufenthalt der Artigkeit,

*) Strab. l. 4.

keit, und aller angenehmen geselligen Tugenden *). Nach Autin gingen vornehmlich die jungen Gallier dieser Provinz. Sie waren so verliebt in die Cultur der Wissenschaften der Griechen, daß sie sich nach deren Beyspiel, ihre eigene Lehrer wählten, sie reichlich besoldeten, und blos das zum Vorwurf ihrer Studien machten, fein, artig, witzig reden und schreiben zu lernen, und im Umgange wohl aufgenommen zu werden, und man sagt, daß auf dieser Schule zu Tiberius Zeiten an 4000 Studirende gewesen sind **). Bey einer so durchgängigen Liebe der Gallier zu den Wissenschaften, und bey ihrem feurigen Eifer, die griechische, lateinische und gallische Sprachen zu lernen, war es gar nicht unmöglich, daß eine große Verbreitung derselben darin vor sich ging, und ihre Kenntniß und Gebrauch auch über die Grenzen ihres Landes, nach Helvetien, über den Rhein, und nach Teutschland hin sich erstrecken konnte. Denn mit allem Rechte kann man diesem Lande, besonders an seinen südlichen Grenzen, eine wo nicht gleiche, doch nicht viel geringere Kenntniß derselben zuschreiben. Diese Folgerung will ich nun mit einigen merkwürdigen Thatsachen rechtfertigen. Marbod, der Schwaben König, ward durch die vom Drusus in seinen Landen angestifteten Meutereyen, um seine Wohnung, Burg, festen Schlösser, und um alle

*) Tacit. in vit. Agricol. c. 4.

**) Cato Cens. 2. orig. Pelloutier histoire des Celtes, Tom. 1. l. 2. c. 10. pag. 405.

alle Hülfe gebracht. Er mußte fliehen, und auf dieser Flucht fand er keinen andern Ausweg seines Unglücks vor sich, als die Gnade des Tiberius zu seiner Rettung anzuflehen. Er schrieb also an ihn, und zwar, wie Tacitus den Inhalt seines Briefes dahin zusammenfaßt, nicht als ein Ueberläufer, oder Ueberwundener, und nun fußfällig bittender, sondern in Kraft seines vorigen Glücksstandes: „er sey von vielen Natio„nen Teutschlandes um seine Königl. Freundschaft er„sucht worden, er habe aber immer die Freundschaft „der Römer vorgezogen“ *). War der Brief dieses Königs nach Schrift und Sprache, griechisch, lateinisch oder teutsch abgefaßt? Und wer schrieb ihn, der König, ein Römer, oder ein Schwabe? Man wähle, was man will, so bleibt bey dem wichtigen Antheil, den der König in seinem Unglücksfall in aller Absicht daran nehmen, und doch so viel davon wissen mußte, ob er sich nicht durch eine abermalige Verrätherey eines Römers, oder durch die Untreue eines seiner eigenen Bedienten, zu freywilligen Ketten und einer ewigen Gefangenschaft selbst verdammt hatte, die Kenntniß des Schreibens und eines Briefwechsels, in dem alten Teutschlande, eine ganz unläugbare Sache. In Rom beklagte er sich öffentlich über den langen Aufenthalt seines ihm versprochenen Schutzes. Er wußte also, was er geschrieben hatte, und daß Tiberius nicht sein Wort hielt.

*) Tacit. annal. l. 2 c. 63.

Ehe

Ehe dieses mit dem Marabod vorging, trug es sich zu, daß die Fürsten Teutschlands auf einander sehr erbittert waren, und mit der größten Wuth wider einander zu Felde gingen. Arminius, der die teutsche Freyheit durch die Niederlage des Varus nach seiner Art so gut behauptet hatte, und nicht leiden konnte, daß die übrigen Fürsten, als Sclaven des römischen Volks ihrem Vaterlande so übel mitspielten, fing an, sowohl dem römischen Kaiser, als seinen Mitfürsten gefährlich zu werden. Er war also der gemeine Vorwurf ihres Hasses. Um ihn zu stürzen, und seine kriegerischen Unternehmungen in die gehörigen Grenzen zurückzusetzen, verschworen sich die letzten wider ihn, und schlossen gemeinschaftliche Bündnisse. Marabod verband sich mit den Longobarden und Catten, und Arminius mit andern teutschen Völkern. Es kam zur Schlacht, und diese fiel für den Marabod unglücklich aus. Er schickte eine Gesandtschaft nach Rom, und bat um Hülfe, man schlug sie ihm ab. Hiermit unzufrieden, und sich doch den gefährlichen Arminius vom Halse zu schaffen, kam sein Bundesgenosse Adgandestrius, der Fürst der Catten, auf den Einfall, ihn durch Gift zu tödten. Er schrieb nach Rom, und bat sich das zu seinem Vorhaben benöthigte Gift von dort aus. Tacitus, der diese Begebenheit aus der Dunkelheit alter Memoiren hervorgezogen, meldet, daß der römische Senat geantwortet habe: „das römische

„Volk

„Volk pflege weder durch List und Betrug, noch durch „heimliche Ränke, sondern offenbar und bewaffnet sich „an seinen Feinden zu rächen.“

Von hier bis in das vierte Jahrhundert verlassen die römischen Geschichtschreiber den Gegenstand der teutschen Schreibekunst. Die großen Wanderungen der nordischen Völker und ihre Einbrüche in Frankreich und Italien nahmen schon ihren Anfang. Diese machten ihnen gnug zu schaffen, und anstatt sie als Völker anzusehen und zu behandeln, die auch ihre Verdienste hatten, malten sie ihre Geschichtschreiber aus Rache mit den gehässigsten Farben der Ungeschliffenheit und Wildheit ab. Unsere vaterländische Geschichte muß also den Mangel der römischen Nachrichten hierunter ersetzen, und sie thut es auch auf eine entschiedene Art. Das Unternehmen des Bischofs von Mösien, Ulphilas, die Bibel in die gothische Sprache zu übersetzen, und zwar zu einer Zeit, wo fast ganz Europa von allen Seiten her mit großen Wanderungen beunruhiget wurde, stellet den Satz unwidertreiblich fest, daß die Schreibekunst selbst über die Wildheit siege, und keine Nation so unstät und kriegerisch sey, die nicht Schrift und Sprache zum Vergnügen eines dazwischen kommenden ruhigen Zustandes, und zur Erweiterung ihrer Kenntnisse, ganz willig auf- und annehme, und sich damit beschäftige. Ulphilas unternahm die Uebersetzung gewiß

nicht

nicht in der Absicht, sie in Kisten verwahrlich nieder-zulegen, sondern unter die Leute zu bringen, sie von seiner Nation zuerst lesen zu lassen, und durch sie dieselbe weiter auszubreiten. Die Gemüther seiner Gothen waren also zu ihrer Aufnahme schon vorbereitet, sowohl durch die christliche Religion, zu deren Annahme und Bekenntniß er sie nicht lange zuvor gebracht hatte, als auch durch ihre natürliche Neigung zu den Wissenschaften, und weil ihnen Schrift und Sprache aus dem Umgange mit ihren Nachbarn, den Griechen und Römern, schon geläufig, und Bücher zu lesen und zu schreiben gar nicht mehr fremde war. Die schwedischen Schriftsteller gießen ihre Lobeserhebungen über die Gothen, ihre Vorfahren, wegen ihrer Weisheit und Gelehrsamkeit, in voller Maaße aus, und um dies Lob durch Mittheilung an andere nicht zu verdunkeln oder zu vermindern, schließen sie selbst die Teutschen davon aus. Es ist genug, darauf zu antworten, daß sie sich in diesem letztern Punkt sehr irren. Tacitus rechnet die Gothen ausdrücklich unter die Teutschen, und selbst die gothische Sprache des Ulphilas ist bis auf die fremden Worte, altes reines Teutsch. Junius, der sich um die Aufklärung der gothischen Sprache sehr verdient gemacht hat, entdeckt viele Schönheiten und Erhabenheiten in derselben, und also einen hohen Grad der Bildung. Aus diesem allen schließe ich, daß, da die Natur niemals, weder in der Geister- noch Körperwelt

Sprünge thut, auch die Kenntniß der alten teutschen Gothen in Schrift und Sprache nur durch öftere Uebungen im Lesen und Schreiben zu dieser Höhe habe gelangen können. Und was soll man aus den vielen Philosophen machen, die der alte Erdbeschreiber von Ravenna in dem siebenten Jahrhundert von der gothischen Nation anführet, mit deren Hülfe er seine Beschreibung von Teutschland zu Stande brachte, wenn diese Philosophen nicht vor ihm ihr eigenes Vaterland beschrieben hätten? Teutschland war also mit Schriftstellern von der gothischen Nation in den ersten sechs Jahrhunderten reichlich angefüllt, und der Ruhm ihrer Aemsigkeit in den Künsten und Wissenschaften hat sich durch alle folgende Zeiten bis auf uns erhalten *).

Die Franken lebten noch in dem Heidenthum, als sie die Gewohnheiten ihrer Nation schriftlich aufsetzen, und unter dem Namen der Salischen und Ripuarischen Gesetze, im fünften Jahrhundert, bekannt machen ließen. Diese sind nun zwar in einer sehr verdorbenen lateinischen, auch nicht selten mit teutschen Wörtern vermischten Sprache verfaßt, aber man schrieb doch, und diese

*) Jornandes, nachdem er verschiedene gelehrte Männer, sowohl Philosophen als Geschichtschreiber von der gothischen Nation angeführet hatte, schließt endlich mit diesen Worten: Vnde et paene omnibus Barbaris Gothi sapientiores semper extiterunt, graecisque paene consimiles, vt refert Dio, qui historias eorum graeco stylo composuit.

diese Fertigkeit im Schreiben können die Männer, die zur Abfassung der Gesetze von dem Pharamund berufen worden waren, nicht erst von gestern her erlernet haben. Auch unter den Franken gab es Schriftsteller, die fränkisch, d. i. teutsch schrieben, und sich dazu der teutschen, den griechischen ähnlichen Buchstaben bedienten. Wastald hat in dieser Sprache, und mit diesen Buchstaben, wie Hunibald berichtet, die Geschichte der Franken aufgesezt, welche C. Agrippa von denjenigen Franken versteht, die unter dem Marcomir und Pharamund Gallien in Besitz genommen haben. Die nachfolgenden Könige der Franken nahmen sich der Ausbildung ihrer Muttersprache mit vielem Eifer an. Aimonius und Gregor von Tour erzählen, daß Childerich, der Enkel Chlodovich, zu den alten Buchstaben der fränkischen Sprache noch einige aus dem griechischen Alphabet, nämlich: th, ph, ch und oo, hinzugethan, und in die Städte seines Reichs Briefe geschickt habe, die Jugend darnach zu unterrichten und darin zu üben *). Denen, die dieser Nachricht keinen rechten Glauben beymessen, kann ich hier nur so viel zu bedenken geben: ob man von den Franken verlangen könne, daß sie eine

 vollkom-

*) Aimon. de gest. Franc. l. 3. c. 40. Gregor. Turon. l. 5. c. 4. et misit epistolas in universas civitates regni sui, vt sic pueri docerentur, ac libri antiquitus scripti (apud Francos.) planati pumice describerentur.

vollkommen ausgebildete Schriftsprache haben mitbringen, und nichts von andern cultivirtern Sprachen entlehnen sollen, um die bemerkten Töne ihrer Mundart noch vollständiger, besser und leichter zu bezeichnen? Es ist genug, daß sie sich die Verbesserung ihrer Sprache nach Schrift und Ausdruck angelegen seyn ließen, und das Gute annahmen, wo sie es fanden. Um die fränkische Sprache, bey dem Mischmasche von so viel andern verdorbenen Sprachen, die in den eroberten Ländern geredet wurden, nicht ganz untergehen zu lassen, wurde auf der Kirchenversammlung zu Tour, im Jahre 513 der Schluß gemacht, daß die Homilien der Väter auch teutsch gelesen, oder ins Teutsche übersezt, vorgelesen werden sollten. Und was den ununterbrochenen Gebrauch des Schreibens betrifft, so verordneten die Gesetze, daß jede Angelegenheit des bürgerlichen Lebens, als Verträge, Eheverlöbnisse, Mitgift und Morgengabe, u. s. w. schriftlich aufgesezt, und alles genau darin bestimmt werden sollte *). Der Einwand, daß die Mönche, in deren Händen die Geheimnisse der Schreibekunst damals beruheten, das Amt eines öffentlichen Notarii und Gerichtsschreibers dabey verwaltet hätten, hat nicht überall seine Richtigkeit. Nach den Longobardischen Gesetzen mußte die bestimmte Mitgift in Gegenwart der Eltern von beyden Verlobten niedergeschrieben, und mit der Unterschrift der von ihnen dazu

*) Lex Ripuar. Tit. 39. §. 1.

dazu erbetenen Zeugen bekräftiget werden *), und diese waren gewiß keine Mönche. Die Geschichte hat den drey Classen, den fürstlichen Canzelleyen, den Studirstuben der Gelehrten, und den Cellen der Mönche, nirgends ein Ausschließungsrecht der Schreibekunst beygelegt, und wenn sie das Schreiben des Bürgers in seinem bürgerlichen Leben nicht immer ausdrücklich meldet, so ist der Gegenstand seiner Privatangelegenheiten Schuld daran, die selten einen wichtigen Einfluß in das Allgemeine haben. Nun vergleiche man den bisher erläuterten Zustand der teutschen Schreibekunst vom Cäsar an bis auf Carln den Großen, mit den Griechen vor Troja bis auf den Homer, und man wird bey diesen die nämliche Kenntniß der Schreibekunst, und das Bemühen, immer vollkommener darin zu werden, nicht verkennen können, wenn uns gleich die verzehrende Zeit nicht so viele Denkmahle davon aus diesem Zeitraume gelassen hat, als wir noch aus unserer vaterländischen Geschichte in einem gleichen Zeitraume aufzuweisen haben. Der Einwand von den Diphthongen, oder Doppellautern, ist fast lächerlich, als wenn man jetzt noch wüßte, wie die alten Griechen ihre Sprache geschrieben und gesprochen hätten! Man sehe den Ulphilas und die reichen Ueberbleibsel von der alten teutschen Sprache in Schilteri thesauro, Tom. 1. und 3. nach, und man wird erstaunen, was für eine Menge Vocalen in

*) Hachenb. in German. med. differt. 5. §. 6. 7.

einem Worte anzutreffen sind, als aaa, ooo, uuu, und noch in andern Verbindungen, kein einziger Diphthong ist darunter, und doch ward diese Sprache geschrieben. Im Homer sind dergleichen auch noch anzutreffen, besonders bey dem Genitiv, nur nicht in solcher Menge von Vocalen, wie in der alten teutschen Sprache. Ottfrieds Sprache und Schreibeart, als eine weit ältere, bleibt von des Notker ungleich bessern und zierlichern Sprech- und Schreibeart weit zurück, und so war es auch bey den Griechen.

Drittes Hauptstück.

Von der Zeit der Zerstörung der Stadt Troja.

Jackson behauptet in seinen chronologischen Alterthümern, S. 933. und f. daß die Eroberung und Zerstörung der Stadt Troja im Jahre 1183. oder 1184. vor Christo geschehen sey, und beweiset es aus verschiedenen alten Schriftstellern. Viele der neuern Gelehrten nehmen auch diese Zeitrechnung an. Dieser Zeitpunct würde in das Richteramt Gideons bey den Israeliten fallen. Nach Beyers Grundsätzen der egyptischen Zeitrechnung *), wird der Anfang des trojanischen Krieges in die Regierung Josaphats des jüdischen Königs, und in das 19 Regierungsjahr des Israelitischen Königs Ahabs gesetzt, das wäre 919 und 911 Jahr vor Christo. Er findet darüber eine deutliche Spur im 2 Buche der Chronik 15, 1 — 7. Freylich sind die Meynungen der Ausleger über diese Stelle sehr getheilt, weil sie nicht wissen, in welche Zeit sie die daselbst angezeigten Begebenheiten setzen sollen, ob in die vergangene, gegenwärtige oder zukünftige? Ich lasse aber diese Meynung auf ihrem Werth und Unwerth beruhen. Ich trete in die Mitte dieser beyden

*) Sammlung von Zusätzen zur A. W. H. 1 Th. S. 87. 88

Gelehrten, und halte es bey aller Verschiedenheit der Zeitrechner, für das wahrscheinlichste, daß man den trojanischen Krieg in die Zeiten Davids und Salomons setze, das ist, zwischen 1059 und 1000 Jahr vor Christo. Viele alten Schriftsteller stimmen ebenfalls damit überein, und außer diesen Zeugnissen giebt es noch andere Gründe, die diese Epoche vorzüglich wahrscheinlich machen. Ich will sie nach der Reihe hersetzen.

Merkwürdig ist bey dem Clemens von Alexandrien *) die Ordnung der Erzählung, in welcher er die biblische Geschichte mit der weltlichen verbindet. Nachdem er die Geschichte des Königs Joas erzählet hat, berechnet er den Zeitraum von Salomon an, bis auf den Tod des Propheten Elisa, und bestimmt ihn auf 181 Jahre. Dies ist ganz richtig. Denn Salomon kam nach des Dufresnoy chronologischen Tafeln im Jahr 1019. vor Christo zur Regierung. Hiervon 181 Jahr abgezogen, bis auf den Tod des Elisa, bleiben 838. in welchem Jahre der Prophet auch gestorben ist. Mitten in dieser Erzählung nun berechnet Clemens auch den Zeitraum vom trojanischen Kriege bis auf den Homer, und führet verschiedene Meynungen der Griechen an, die den Homer theils nach der Rückkehr der Heracliden, theils nach der jonischen Wanderung setzen. Wozu diese Berechnung an diesem Orte, wenn Cle-

*) Lib. 1. Stromat. pag. 326. 327.

Clemens nicht vorausgesetzt hätte, daß der trojanische Krieg zur Zeit Davids und Salomons vorgefallen, und die Rückkehr der Heracliden sowohl, als die jonische Wanderung, eine geraume Zeit nach beyden Königen geschehen wäre? Dies erhellet noch deutlicher aus dem S. 326. 327. 328 und 329. angeführten Umstande, daß Menelaus zur Zeit Hirams, des Zeitverwandten Salomons, also nach dem trojanischen Kriege, nach Phönizien gekommen sey, und Homer selbst läßt nach dem Herodot, den Menelaus an den phönizischen und egyptischen Küsten herum irren, um seine Helene aus Egypten von dem Könige Proteus zu holen. Euthymenes in Chronicis und Achemachus in Euboicis bezeugen nach dem Clemens ein gleiches. Daraus schließt er nun, daß Homer und Hesiod weit jünger sind, als Elisa. Auch dies ist richtig. Wie lange aber nach dem Tode des Elisa, und zu welcher Zeit Homer geblühet habe, das bestimmt er nicht.

Diesem folgt Eusebius in seiner evangelischen Vorbereitung auf dem Fuße nach *). Bey ihm bezeugen nach dem Tatian die phönizischen Geschichtschreiber, Theodotus, Hypsicrates, und Mochus ebenfalls, daß Menelaus zu Hirams Zeit nach Phönizien gekommen sey, und von dieses Hirams und Sa-

*) B. 10, c. 11. S. 493.

lomons Zeit, setzt er hinzu, sey die Zerstörung Trojens gar nicht weit entfernt. Ob vor- oder rückwärts? sagt er auch nicht. Eben dieses berichtet Menander in seinen Geschichtbüchern, nur schade, daß wir diese Schriftsteller nicht mehr haben.

Auf den Eusebius lasse ich den Constantin Manasse folgen. Dieser schreibt in seinen Annalen *), vermuthlich nach Anleitung älterer Schriftsteller, die er aus der byzantinischen Bibliothek vor sich hatte, daß der alte Priam, König von Troja, zu David geschickt, und ihn um Hülfsvölker wider die Griechen habe ersuchen lassen, David aber solche verweigert habe. Dieser Umstand ist merkwürdig, und hätten wir mehrere so bestimmte Zeugnisse, so wäre die Sache gleich entschieden. Man hält zwar den Manasse, was die ältern Zeiten betrift, für keinen tüchtigen Gewährsmann und gültigen Zeugen, allein in dieser seiner Aussage liegt doch auch nichts ungereimtes, besonders wenn er sie aus ältern, für uns verlohrnen Schriften genommen hat. Davids glücklich geführten Kriege waren in dem Orient bekannt. Seine Kriege und Eroberungen erstreckten sich bis an den Euphrat und drüber. Er sagt selbst Ps. 18. daß ihm jetzt ein Volk diene, das er vorher nicht kannte. Dies Volk waren die Syrer, jenseits des Euphrats. Die Reiche Assyriens und Babyloniens

*) Pag. 54. der Ausgabe Meurs. von 1616.

loniens müssen also damals noch sehr geringe gewesen seyn, weil David in ihrer Angesicht solche Eroberungen machen konnte. Und so mag es mit Troja auch wohl gewesen seyn. Wie es auch sey, so konnte der Ruf von Davids Siegen leicht bis nach Troja erschallen. Sollen doch die Assyrer den Trojanern zu Hülfe gekommen seyn. Die Religion Davids verstattete ihm vermuthlich nicht, sein Volk zum Beystande der Heyden wider Heyden aus dem Lande gehen zu lassen.

Von den Neuern gehöret Conring hieher, der es sehr wahrscheinlich gemacht hat *), daß Proteus, König von Egypten, zu welchem Menelaus gereiset ist, zu Davids und Salomons Zeiten gelebet habe, und Meziriac in seiner Erklärung der ovidischen Briefe **), andere Auctoren zu geschweigen.

Die Fabel von der Opferung der Iphigenia, Agamemnons Tochter, welche der Wahrsager Calchas, auf der Reise nach Troja, zur Versöhnung der Götter, wegen der widrigen Winde, wodurch die Flotte in Aulis aufgehalten wurde, den Griechen in Vorschlag brachte, stehet zwar nicht im Homer, sondern scheinet eine Erfindung der nachherigen tragischen Dichter zu seyn, sie ist aber doch eine offenbare Nachahmung der Geschichte von der Tochter Jephtha, und aus ihr entsprungen. B. Richter c. 11. Nahme und Sache

*) in adversar. chronol. c. 18. **) Tom. 2. pag. 148. 149.

Sache bestätigen es. Beyder Töchter Väter waren die obersten Anführer ihrer Völker, und beyde stritten um die Wiedererlangung eines Guths. Jener um ein Weib, und dieser um einen Acker. Der Nahme I p h i g e n i a und J p h t h a h im Hebr. sind einander gleich, und heißen nichts anders, als: geborne zur Erfüllung eines e r ö f f n e t e n und a u s g e s p r o c h e n e n Gelübdes. Alles dieses beweiset doch so viel, daß die tragischen Dichter die Geschichte von Troja in weit jüngere Zeiten gesetzt haben, als es von andern geschehen ist, und noch geschiehet, und daß sie mit der von mir angegebenen Zeitbestimmung sehr gut bestehen könne. Denn Jephta trat sein Richteramt über die Juden im Jahre 1099. vor Christo an, mithin nicht gar lange vor Davids Thronbesteigung im Jahre 1059. und führete es nur 6 Jahre. Die Geschichtschreiber der mittleren Zeit, als: H e r r m a n n u s Contractus, L a m b e r t Schafn. M a r i a n u s Skot. u. a. m. weichen von dieser Zeitbestimmung sehr wenig ab, da sie aber mehrentheils dem Eusebius folgen, den ich bereits angeführt habe, so übergehe ich sie.

Historisch davon zu reden, so läßt sich auch die Eroberung Trojens nicht füglich weiter vorwärts setzen. Denn der Zeitraum von Moses Tode und der Einnahme Canaans durch Josua bis zum Regierungsantritt Davids, ein Raum von 432 Jahren, war die rechte Periode von der Griechen Fabeln oder Mythen, und der

Anfang zu ihrer allmähligen Cultur. Was bey ihnen über Mosen hinaus geht, davon weis man gar nichts. Alles liegt in der tiefsten Dunkelheit begraben. Viele Inseln waren bereits von ihnen besetzt, doch gewiß noch nicht stark bewohnt. Eben so wissen wir von dem östlichen Asien nach der heil. Schrift in dieser Periode wenig, und nach den weltlichen Schriftstellern nichts gewisses. Die Reiche darin waren unbedeutend. Die vereinte Macht der Könige von Persien und Sinear wurde von 300 Knechten Abrahams geschlagen, und ihr alle gemachte Beute wieder abgenommen. Es scheint, daß die Vorsehung durch die Versetzung Abrahams nach Palästina, das westliche Asien zum Schauplatze großer Handlungen und Begebenheiten bestimmt hatte, weil dasselbe an die drey großen Welttheile näher grenzt, und in der Mitte derselben liegt, von da aus alle Kenntnisse in die übrigen sich leichter verbreiten konnten. Egypten und Canaan gehören vorzüglich hieher. Durch die Einnahme Canaans wurde eine große Veränderung der Dinge bewürkt. Die Einwohner desselben waren, wie schon ihr Nahme zeigt, handelnde Kaufleute, und trieben verschiedene mechanische Künste. Viele von ihnen flohen vor dem Schwerd des Josua, theils nach Afrika, theils nach Klein-Asien und Griechenland hin, und durch ihre Niederlassungen in diesen Ländern, weckten sie den Geist der Einwohner zu allen nützlichen Dingen. Man muß also die Ankunft des Cadmus in Theben in

diese

diese Periode setzen. Lebten die Griechen bey dessen Ankunft noch zerstreut auf dem Lande in Hütten, und in Wäldern in Hölen, so konnte es doch nicht lange währen, daß sie sich entschlossen in politische Verbindungen zu treten, nach dem Beyspiel des Cadmus Städte zu bauen, mechanische Künste zu treiben, und nach und nach auch Werke des Verstandes hervorzubringen, welches alles das menschliche Leben erträglicher und angenehmer macht. Die Buchstabenschrift, die sie von dem Cadmus erhalten hatten, beförderte vorzüglich diese Absicht. Sie bedienten sich derselben ohne Zweifel erst zu ihren häuslichen Geschäften, weil aus Zählen und Schreiben doch das bürgerliche Leben besteht, und das Schreiben nur dann erst allgemeiner wird, wenn es in öffentlichen Angelegenheiten, als bey Gesetzgebungen und gerichtlichen Verhandlungen gebraucht wird. Die Noth ist die Erfinderin und Nachahmerin aller Dinge, und das Zeichnen und Nachbilden den Menschen angeboren. Der Wohlstand breitet die Künste weiter aus und macht sie vollkommener. Hieraus ist nun begreiflich, daß die Griechen durch steten Fleiß gegen das Ende dieser Periode schon einen großen Staatskörper ausmachen, stark bevölkert seyn, mechanische Künste treiben, Schwerd und Bogen, Harnische und andere Kriegeswerkzeuge verfertigen, und auch das schon üben und lieben konnten, was ein gemächliches Leben, ein besserer Wohlstand erfordert. Homer ist voll von Beweisen

sen zu diesen Sätzen. Der Ackerbau und die Viehzucht, die Arbeiter in Eisen und Erz zur Verfertigung aller ihrer benöthigten Geräthschaften, das Eintauchen des glühenden Eisens ins Wasser zu dessen mehrerer Härtung, die Verarbeitung des Goldes und Silbers und des Elfenbeins, das Vergulden zur Pracht und zum Wohlstande, alles dieses kommt bey ihm von den trojanischen Griechen vor. Ja, es herrschte schon ein gewisser Grad von Verschwendung oder Luxus unter ihnen. Die sidonischen Fabricata hatten schon großen Eingang bey ihrem Frauenzimmer gefunden. Sie trugen goldene Ohrringe, und die Stickerey war ihre liebste Beschäftigung. Penelope saß auf einem Sessel mit Silber und Elfenbein ausgelegt, und des Menelaus Wohnzimmer glänzten, selbst nach dem Homer, von Gold, Silber, Bernstein und Elfenbein, so daß der junge Telemach, als er sie sah, darüber erstaunte, und ausrief: so wohnen die Götter! Cicero konnte daher bey dem Nonius in s. Buche von der Republik mit Recht sagen, daß Cadmus mit seinen Buchstaben und mit seinen Kaufmannswaaren, auch den Geiz, die Pracht und unersättliche Begierden nach fremden Dingen zugleich in Griechenland mit eingebracht habe. Auch Troja war durch Schiffarth, Handlung und Kunstfleis reich und groß geworden. Und was noch das meiste ist, so werden die Phönizier nicht unterlassen haben, fernere Besuche in Griechenland abzustatten, und den Handelsverkehr

mit

mit den Einwohnern fortzusetzen. Nach der Einnahme von Troja müssen die Griechen in Künsten und Wissenschaften immer höher gestiegen seyn, da sie mit so vielen Völkern bekannt geworden waren, und sie selbst im ganzen Klein-Asien sich anbaueten. Denn nach dieser Zeit, und vor und um den Anfang der Olympiaden findet man erst die recht eigentlichen Wanderungen der Griechen, und die mehresten von ihnen erbaueten Städte in Klein Asien, wie Vellejus auch schon angemerkt hat, zum unläugbarem Beweise, daß nicht allein Mangel am Raum in ihrem Mutterlande, sondern auch die Begierde nach Reichthum, und einem gemächlichern Leben, sie dazu angetrieben hat, bis endlich auch die Ruhmbegierde bey ihnen rege wurde, außer ihren verrichteten Thaten, auch durch Geisteswerke in den Annalen der Nachwelt zu glänzen, und dies geschah vor und zu Homers Zeit, in der Periode, in welche ich ihn gesetzt habe, wo gelehrte Männer, und ihre gelehrten Producte, als Folgen einer schon mehr verfeinerten Welt, zahlreich gnug waren, die aber alle für uns verlohren gegangen sind. Nunmehr war kein Mangel mehr an griechischen Schriften von allen Gattungen, und zu Demosthenes Zeiten war die griechische Sprache und Gelehrsamkeit, so wie die bildenden und schönen Künste so hoch gestiegen, daß sie noch jetzt die Bewunderung der Welt sind. Dies ist der Gang der menschlichen Kenntnisse, wie im allgemeinen, so auch im besondern.

Man

Man kann sich nun nicht mehr an die Sitten der Griechen zu Trojens Zeit, nach der Beschreibung des Homer, stoßen, noch weniger daraus schließen, daß sie ohne alle Bildung und Geistesfähigkeiten gewesen wären, am wenigsten einen Begriff von dem Schreiben gehabt hätten. Man lese einmal die Schilderung der Sitten und Geistesfähigkeiten bey den Juden in den Schriften eines Jesaias und Ezechiels, also in einer weit spätern Zeit, und sehe, ob man daraus auf den Mangel der Kenntniß des Schreibens bey diesem Volke wohl sicher schließen könne? Jener schreibt c. 1, 3. ein Ochse kennt seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn, Israel aber kennt es nicht, verglichen mit c. 44, 12 — 20. Kaum kann etwas gesagt werden, das ein Volk mehr erniedrigte, als dieses. Sollte man nicht glauben, daß die Juden damals dümmer, als das Vieh gewesen seyn müßten, die, wie es 44, 19. von ihnen heißt, gar keine Vernunft noch Ueberlegung haben? Wenn dieses im Homer von den Griechen stünde, was würde man nicht für Folgerungen daraus ziehen? Und das Gemählde Ezechiels c. 16. von der Abgötterey ist so stark ausgemahlt, daß die Beschreibungen Homers von solchen Dingen, und von den sittlichen Handlungen der Iliadischen Griechen, weit gelinder, sittlicher und feiner sind. Der Geist des Alterthums, und der Eifer für das Gute, rechtfertiget aber diese beyden großen Männer. Man muß nur Zeiten und Denkart

 der

der Menschen unterscheiden, so verschwinden alle Schwierigkeiten, und thun weder dem Kunstfleiße, noch den sonstigen Fähigkeiten eines Volks, und einer ganzen Nation, noch auch der Schreibekunst einen Eintrag.

Zwar meynet Michaelis *) daß die Juden nicht haben schreiben können, weil sie Ackerleute waren, und die Schreibekunst von ihren Gelehrten, den Leviten und Priestern nur getrieben wurde, und glaubt dabey, daß auch Joab, der Schwester Sohn Davids, nicht habe schreiben können, weil er einen Bothen mit der sehr bedenklichen Nachricht von dem Tode Urias mündlich an den David abgeschickt habe. 2 Sam. 11, 18 — 22. Aber seine Gründe überzeugen mich nicht. Brief und Bothschaft sind sehr genau verbunden, obschon die letztere öfters nur angeführt wird. Am Ende zeigt es sich doch eben so oft, daß die Bothschaft in Ueberbringung eines Briefes bestanden habe, wie aus dem Pausanias im 4 B. c. 5. Seit. 291. 292. in des messenischen Königs Antiochus Gesandtschaft zu ersehen ist, andere Beyspiele zugeschweigen. Wenn Joab nicht schreiben und lesen konnte, so war der Brief Davids an ihn unnütz, und hätte er sich ihn von einem Leviten vorlesen lassen, so war das Geheimniß Davids vor der Zeit verrathen, nicht zu gedenken, daß man einen vorhabenden Todtschlag nicht gern viele wissen läßt. Selbst die Er-

*) Mos. Recht 1 Th. S. 254.

Erzählungsart des Samuel zeigt, daß Joab nur allein um das Geheimniß gewußt habe, und daß er, nachdem der Tod des Urias erfolgt war, die Bestürmung der Stadt mit ihren Folgen als die Hauptsache, und unter denen dabey gebliebenen, auch den Urias, als eine Nebensache öffentlich mit aufzählen, und mit dieser Nachricht einen Bothen mündlich an den David getrost abfertigen konnte, wenn es nicht, wie ich dafür halte, weit schicklicher war, ein vom Könige erhaltenes Schreiben auch schriftlich zu beantworten, um so mehr, da ausdrücklich dabey angeführt wird, daß, wenn außerdem der König ihn noch nach mehrern Umständen fragen möchte, er sie so und so beantworten sollte.

Quicquid delirant Reges, plectuntur Achivi.
Seditione, dolis, scelere, atque libidine, et ira,
Iliacos intra muros peccatur, et extra.

Horat.

Viertes Hauptstück.

Von dem Zeitalter des Homer.

Wie sehr die alten Schriftsteller der Griechen und Römer in Bestimmung der Lebenszeit des Homer von einander abgehen, haben Clemens von Alexandrien *), Vossius und Küster **) hinlänglich angezeigt. Cicero redet an vier Orten davon ***), aber ungewiß und zum Theil widersprechend. Es dünket ihn, und man sagt es auch, daß Homer zu der und der Zeit gelebet habe. Dies sind seine Hauptgründe. Auch das parische Denkmahl kann hierin keinen Ausschlag geben. Es ist zu verstümmelt, ohne einen sichern Zeitpunkt, wornach der Verfasser die Zeitrechnung angelegt hat, und wenn man es auch gleich für ein öffentlich aufgestelltes Denkmahl griechischer Zeitrechnung gelten lassen wollte, so meldet doch kein alter Schriftsteller etwas davon, noch beruft man sich auf dessen Zeitrechnung. Strabo merkt verschiedenes von der Insel Paros an,

*) Strom. 1. B. S. 326. 327.

**) Vossius de poet. gr. c. 2. S. 9. und Küster in histor. critic. Homer. Fabric. Bibl. gr. Vol. 1. pag. 333. edit. Harl

***) Cic. in Brut. c. 10. Tusc. disp. l. 1. c. 1. l. 5. c. 3. de senect. c. 15

an, das ihm merkwürdig vorkam, von diesem Denkmahle hat er kein Wort, und man sollte doch glauben, daß es zu seiner Zeit noch müsse gestanden, oder der Ruf davon sich noch nicht ganz verloren haben. Das Schwankende in der griechischen und römischen Zeitrechnung kommt daher, weil Griechen und Römer vor den Olympiaden und der Erbauung Roms keinen richtigen Maaßstab hatten, wornach sie ihre Zeiten anfangen und berechnen konnten, und nach dem Thucydides ist es noch vor dem peloponnesischen Kriege in beyder Geschichten ziemlich dunkel. Man kann sich also auf ihre alte Zeitangaben nicht verlassen.

Indessen will ich zwo der merkwürdigsten Meynungen der Neuern von der Lebenszeit Homers anführen. Marsham glaubt *), daß Homer geblühet habe, da Diognetus Archon in Athen war. Dies war das attische Jahr 676, nach Trojens Zerstörung 302, vor den vom Iphitus wiederhergestellten Olympischen Spielen 23, und damit stimmt auch der parische Marmor überein.

Die Frau Dacier schreibt in der Vorrede zu ihrem übersetzten Homer, S. 29, daß Homer zu den Zeiten des Israelitischen Königs Ahab, und des Jüdischen Königs Josaphat gelebet habe, und dies schließet sie aus dem 2. Buche der Iliade Vs. 6. 8. und 12.

*) In Canon. chron. ad secul. 15. p. 436. edit. Lips.

wo von einem Traume der Lügen und Verführung geredet wird, den Jupiter dem Agamemnon zuschicken wolle, wodurch ihm und seinen Griechen alles Unglück überkommen soll. Einen ähnlichen Traum, sagt sie, habe Gott dem Könige Ahab durch falsche Propheten, die mit dem Lügengeiste besessen waren, zugesandt. 1 Kön. 22, 21 — 23. Iliad. 2. B. S. 56. Not. 2. Diese Uebereinstimmung hält sie für so merkwürdig, daß Homer zu gleicher Zeit gelebet haben müsse.

Nach den chronologischen Tafeln des Dufresnoy kam

Ahab zur Regierung im Jahre
vor Christo — 923 und † 903.
Josaphat aber im Jahre vor
Christo — — 919 und † 896.
Diognetus aber war Archon
in Athen v. J. — 933 — 893.

Folglich sind Homer, Diognetus, Ahab und Josaphat Zeitverwandte, und Marsham hält diese Chronologie für ausgemacht, womit auch Calmet in s. biblischen Wörterbuche unter Ahab übereinkommt. Vellejus, ein guter römischer Geschichtschreiber, stimmt auch damit überein. Er sezt den Homer B. 1. c. 5. seiner Geschichte, 950 Jahr vor seiner Zeit. Er schrieb diese, des Dodwells Vellejanischen Annalen, und dem Dufresnoy zu Folge, 783 Jahre nach

nach Erbauung Roms, und 30 Jahr nach Christo, folglich fällt die Lebenszeit des Homer in die Zeiten Ahabs und Josaphats.

Allein der Beweis der Frau Dacier taugt nichts. Denn man könnte aus der Geschichte Davids mit dem Urias, und des Josephs mit Potiphars Weibe in Egypten, welcher beyder Geschichten Homer in die Geschichte des Bellerophon mit der Antia verwebt hat, mit gleichem Rechte behaupten, daß Homer entweder zu Davids, oder zu Josephs Zeiten gelebet habe. Vellejus führt keinen Grund seiner Meynung an, also kann man sie eben so leicht mit den übrigen verwerfen. Weiterhin werde ich einen bessern Beweis aus dem Propheten Jeremias beybringen.

Die allerwahrscheinlichste, und gewiß wohl die richtigste Meynung, die auch die mehresten und besten Zeugnisse der Alten für sich hat, ist wohl die, daß Homer nicht lange nach dem Anfange der Olympiaden gelebt und geblüht habe. Viele Gründe beweisen dieses, die ich, um sie besser auseinander setzen zu können, in vier Classen eintheilen will. Die erste enthält die Zeugnisse der Alten, die zwote das eigene Zeugniß des Homer, die dritte die innern Beweise aus seinen Schriften, und die vierte den Zustand der damaligen griechischen Gelehrsamkeit.

I. Strabo, dieser vortrefliche historische Geograph, der diesen Theil der Wissenschaften von den Fabeln zuerst gereiniget, und ihn auf die einfache Wahrheit zurückgebracht hat, dieser macht den Homer weit jünger, als fast alle griechische und römische Schriftsteller vor ihm. Er berichtet im ersten Buche seiner Geographie S. 12 und 38 der Ausgabe des Almeloveen, daß Homer zu der Zeit gelebet habe, da die Cimmerier entweder zu seiner Zeit, κατ᾽ αὐτον, oder kurz vorher, ἢ μικρὸν πρὸ αὐτου, aus dem Bosphorus in Jonien und Asien eingefallen sind, und dieses wiederholet er im dritten Buche, S. 222 als eine gewisse Sache. Dieser Einfall geschah nach dem Herodot B. 1. c. 15. 16. unter der Regierung des Königs Ardyes in Lydien, der in der 21. Olympiade, 696 Jahre vor Christo, den Thron bestieg. Eben so sezt Euphorion bey dem Clemens von Alexandrien, den Homer in die Zeit des Gyges, des Vaters des Ardyes, und Tatian eben daselbst, sezt ihn mit dem Dichter Archilochus zusammen, der nach Herodots ausdrücklichem Zeugnisse, B. 1. c. 12. zur Zeit des Gyges gelebt, und die Geschichte des Candaules und seines Weibes mit dem Gyges, in Jamben beschrieben hat.

Auch Diogenes Laert. scheint dies zu bestätigen. Denn wenn er im 5. B. c. 86. meldet, daß Heraklides aus Pontus zwey Bücher vom Homer und Hesiod,

siod, und noch zwey andere vom Homer und Archilochus geschrieben habe; sollte man nicht den ganz wahrscheinlichen Schluß daraus machen können, daß diese drey Dichter zu einer Zeit gelebet haben müssen? Viele halten nach dem parischen Marmor den Hesiodus um einige dreyßig Jahre für älter, als den Homer, und doch beyde für gleichzeitig, eben so kann es mit dem Homer und Archilochus seyn. Ohne Zweifel hat Heraklides diese drey Dichter nach ihren großen Talenten in den verschiedenen Gattungen ihrer Dichtung, mit einander verglichen, und dabey den Homer zum Muster der Vergleichung gesezt. Diese Vergleichung wäre aber nicht sehr schicklich angebracht, wenn die Dichter selbst, der Zeit nach, so weit von einander entfernt wären, als man gemeinhin glaubt. Eben so, als wenn man die alten teutschen Dichter vor 200 oder 150 Jahren, nach Sprache und poetischen Talenten, mit den Dichtern unserer Zeit vergleichen wollte. Heraklides hat auch von den drey tragischen Dichtern, dem Aeschylus, Sophokles und Euripides geschrieben, die auch so gleichzeitig waren.

Doch ich will weiter gehen. Zu jenen ausdrücklichen Zeugnissen will ich noch den Scholiasten über den Pindar in Pyth. 6. anführen, welcher den Homer nach dem Messenischen Kriege sezt. Es waren dieser Kriege drey, die die Lacedämonier mit den Messeniern

 führten.

führten. Der erste fing an im zweyten Jahre der 9. Olympiade, d. i. 742 Jahr vor Christo, und dauerte 20 Jahr. Den Anfang des zweyten sezt Pausanias in das 4. Jahr der 23. Olymp. *), vor Christo 683, und dauerte 18 Jahr bis 666 vor Christo. Vor oder in diesem zweyten Kriege hat Homer aller Wahrscheinlichkeit nach, die Rhapsodie X. seiner Iliade zu Stande gebracht, und herausgegeben, weil der Dichter Tyrtäus, der im zweyten Messenischen Kriege Lacedämonischer Feldherr war, ganze Stellen aus derselben mit den nämlichen Worten in seine Kriegeslieder, wodurch er seine Völker zur Tapferkeit aufmunterte, eingeschaltet hat, und aus Eusebius präparat. evangel. B. 10. c. 2. ist zu ersehen, daß die griechischen Dichter und Redner die Schriften sogar ihrer Zeitgenossen zu benutzen, zu plündern und zu bestehlen gewohnt waren. Beyde Dichter grenzen ohnedies sehr nahe an einander. Suidas nennt den Tyrtäus einen der ältesten Dichter, παλαιότατον. Dieser singt S. 65 nach der Klotzischen Ausgabe von 1764:

νέοισι δέ πάντ' ἐπέοικεν u. s. w.

und jener Iliad. X. Vs. 71. 72:

νέῳ δέ τε πάντ' ἐπέοικε u. s. f.

Beyde Dichter singen, daß ein junger Mann, wenn er im Kriege bleibt, und von mörderischen Pfeilen verwundet, ganz nackend da liegt, doch von Männern, Weibern,

*) Pausan. l. 4. c. 5. 6. und l. 4. c. 15.

bern, Jünglingen und Mädchen bewundert und geschäzt wird; dahingegen ein alter Mann mit grauem Haar und weißen Bart, wenn der bleibt, von Niemanden geliebt, sondern von den Hunden verzehrt wird, und Homer sezt hinzu, so ist das Schicksal der Menschen. Diese Lieblingsidee der Griechen, hat Lykurg in seiner Rede wider den Leokratem noch weiter ausgeführt. Unmöglich konnte diese Idee Platz haben, wenn nicht Homer mit dem Tyrtäus und den Griechen schon damals eine hohe Empfindung für das körperliche Schöne genährt hätten, und diese zeugt schon von einer edlen Bildung des Geistes.

Einen Nebenbeweis für das Zeitalter des Homer giebt uns Jamblichus im Leben des Pythagoras an die Hand. Des leztern Geburtsjahr ist zwar sehr streitig, so wie sein Vaterland. Allein, wenn Brucker will *), daß man es nicht vor der 42. Olympiade, und auch nicht nach der 53. setzen müsse; so nehmen einige das 43., andere das 48., und Dodwell **) das dritte Jahr der 52. Olymp. dazu an. Nun meldet Jamblichus, daß Hermodamas, mit dem Zunamen Creophilus, ein Enkel desjenigen Creophilus gewesen sey, der Homers Freund und Wirth war. In seinem hohen Alter sey er des Pythagoras Lehrer geworden

*) Brucker. histor. philos. Tom. 1.

**) In differt. de Pythagor.

den, und da dieser 18 Jahr alt war, mit ihm heimlich aus Samos der Tyranney des Polykrates entflohen. Ich will das Alter des Hermodamas als Lehrer zu 60 Jahr annehmen, machen — 15 Olymp.

Die zwo vorhergehende Zeugungen nehme ich nach dem Herodot zu 30 Jahr jede an, machen auch — 15 —

zusammen 30 Olymp.

Diese von den Dodwellschen 52 Olympiaden abgezogen, bleiben 22. Ol., welche genau in die Lebenszeit des Homer fallen, er mag nun mit seinem Freunde Creophilus so alt gewesen seyn, als er will. Mehr Nebenbeweise will ich nicht anführen, man kann sie beim Dodwell de Cyclis vom Midas, Thales, Lykurg nachsehen.

Aber noch ein Hauptzeuge ist übrig, den man für classisch hält, ich meyne den Herodot. Dieser kommt der Wahrheit ziemlich nahe. Er schreibt im 2. B. c. 53: „ihm dünke, daß Hesiodus und Homer nicht länger vor „ihm gelebt haben, als 400 Jahre.“ Herodot ist nach dem Zeugnisse Pamphylä beim Gellius B. 15. c. 23. mit Ausgange der 74. Olymp. nach dem Vossius im ersten Jahre der 73. Olymp. gebohren, also kurz vor dem Einfall des Xerxes in Griechenland. Wenn man nun von hier zurück rechnet, so fällt die Lebenszeit des Homer mit dem Lykurg und Iphitus zusammen, und diese Chronologie haben viele angenom-

men.

men *). Allein die Berechnung ist ganz falsch. Denn warum soll man von dem Geburtsjahre des Herodots zurück rechnen, da er seine Geschichte, nach dem Vossius, erst in der 84. Olympiade geschrieben hat, da er einige 40 Jahr alt war. Herodot spricht nicht von seinem Geburtsjahre, sondern von seiner Zeit. Von dieser Zeit an also, da er des Homers in seiner Schrift gedenkt, und dessen vermeyntliche Lebenszeit angiebt, muß man die 400 Jahre zurück rechnen, und da 84 Olympiaden 336 Jahre geben, so würden noch 64 Jahre an 400 fehlen, und also so viel über den Anfang der Olympiaden hinausgehen. Allein ich halte es mit dem Simonides, welcher sagt: τὸ δοκεῖν καὶ τὴν ἀλήθειαν βιάζεται, d. i. das Dünken ist keine gewisse Wahrheit, vielmehr schadet es derselben, und thut ihr Gewalt an. Herodot, der nicht nach Olympiaden, sondern nach Menschenaltern rechnet, kann also nur eine runde Zahl für die rechte gesezt haben. Nicht früher, aber später, gegen 400 Jahr vor mir, scheinen Hesiodus und Homer gelebt zu haben. Dies ist seine Meynung.

II. Das eigene Zeugniß des Homer bestätiget seine spätere Lebenszeit. Er sagt, daß die Menschen nach Größe und Stärke zu seiner und zu Trojens Zeit sehr verschieden wären **), auf welchen Beweis sich auch Scali-

*) S. Wesselings Noten über diese Stelle in s. Ausg. des Herodot. **) Il. E. Vs. 302 — 304.

Scaliger in gleicher Absicht stüzt *). Zu Trojens Zeit, versichert Homer, konnte ein einziger Mann einen solchen Stein aufheben und von sich in die Feinde werfen, den zu seiner Zeit kaum zwey, andere sagen, zehn Menschen von der Stelle zu bringen im Stande waren. Dies scheint zwar eine poetische Hyperbel zu seyn, sie zeugt aber doch von einem großen Abstande der Zeit, und in demselben von der Abnahme menschlicher Kräfte, wozu ein Zeitraum von 400 Jahren, oder nach dem Theopompus von 500 Jahren allerdings hinreichend ist, besonders bey den asiatischen, das ist, jonischen Griechen, unter welchen Homer gebohren ward, lebte und schrieb. Die Ausgelassenheit dieser jonischen Griechen, ihre Schwelgereyen und andere üppigen Laster, sind aus der Geschichte bekannt genug, daß ich mich dabey nicht aufhalten darf. Nur den Thucydides will ich noch anführen, der im ersten Buche seiner Geschichte versichert, daß Homer lange nach dem Trojanischen Kriege gelebt habe.

III. Die vielen Stellen in den beyden Werken des Homer, worin er von Dingen spricht, die entweder kurz vorher vorgefallen, oder mit ihm gleichzeitig sind, werden den bisher geführten Beweisen, besonders den angeführten Zeugnissen der ersten Classe, noch das rechte Gewicht geben, und sie mehr bestärken. Von den Cimmerern,

*) Ad thesaur. tempor. Euseb. pag. 57.

merern, ihren Wohnungen und Einfall in Asien redet Homer Odyß. L. Vs 14—19. ausführlich. Herodot erzählt ihn im 1. B. c. 15. also: Unter Ardyes, des Sohns Gyges, Königs in Lydien, kamen die von den Scythen aus ihren väterlichen Wohnsitzen in Asien und Europa vertriebenen Cimmerer in Jonien an, nahmen Sardes, die Hauptstadt in Lydien, ein, und hielten sich darin feste. Die Scythen selbst wandten sich nach Medien, nahmen Ninive in Assyrien weg, und behaupteten ihre Herrschaft in Asien 28 Jahr. Dies geschah ungefähr von der 23. Olympiade bis zum Anfange der 29. Daß nun Homer um diese Zeit oder nicht lange darnach gelebet habe, sagt Strabo ausdrücklich im 1. Buche seiner Geographie, und dieses schöpfte er nicht aus ungewissen Nachrichten, sondern aus der vorhin angeführten Stelle des Homer selbst. Er urtheilt daraus ganz richtig, daß Homer das Vaterland der Cimmerer nicht habe beschreiben können, wenn er nicht zur Zeit ihres Einfalls in Jonien, oder kurz darauf gelebet hätte. Die Cimmerer waren den Griechen vorher ganz unbekannt. Weder Geschichtschreiber noch Geographen gedenken ihrer vor diesem Einfall. Es war auch kein Handelsverkehr mit diesem Volke. Durch dessen Vertreibung und Einwanderung in Jonien, wurde es den Griechen erst bekannt. Die Cimmerischen Finsternisse, die Homer der Länge nach beschreibt, kommen ihren Wohnungen ganz eigentlich zu, und viele glauben mit

dem Eustath über diese Stelle, daß Homer und die Jonier deswegen die Cimmerer zu ewigen Finsternissen verdammt, und ihre Wohnungen nahe an Pluto's dunkeles Reich gesezt hätten, um sich wegen ihrer Verwüstungen und Tempelplünderungen in Jonien, an ihnen zu rächen. Strabo S. 1319. Homer scheint also seine Odyssee nach dieser Begebenheit geschrieben zu haben.

Hierbey würde noch dienlich seyn, zu untersuchen, wenn ehe die Griechen sich am schwarzen Meere und dem Hellespont angebauet haben. Die Stadt Abydos am Hellespont haben die Milesier angelegt, und zwar mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs in Lydien, Gyges, welcher damals das ganze Phrygien beherrschte *). Homer gedenkt dieser Stadt öfters, und Eustath bestätiget es **).

Hierzu tritt nun ein neuer Beweis, von dem Gygäischen See, in Lydien hergenommen. Homer nennt ihn Il. B. Vs. 865. und Y. Vs. 390. 391. λίμνη γυγαίη. Nach der Meynung der Frau Dacier in ihren Anmerkungen über die erste Stelle, hat dieser See seinen Namen von einem Könige in Lydien, Gyges, der aber weit älter sey, als der Nachfolger des Candaules, und sie ist geneigt, den Gog der Bibel dafür

*) S. Memoires de l'Acad. des inscript. Tom. 7. pag. 408. edit. Amst.

**) Eustath. ad h. l. pag. 356. circa finem. edit. Rom.

für anzunehmen. Die lydische Geschichte weiß aber von zwey Königen, Namens Gyges, nichts, Herodot auch nichts, und was den Gog betrifft, so ist es wohl nur eine leere Vermuthung. Bis also noch ein älterer Gyges in der lydischen Geschichte mit Grunde gezeiget werden kann, nehme ich den Gyges, des Candaules Nachfolger dafür an, der diesem See seinen Namen gegeben hat. Eustath hat fast nichts davon. Er nennt einen Gogu, den er aber nicht beschreibt. Der Scholiast über die andere Stelle Y. Vs. 390. sagt, daß es Gyges, des Candaules Nachfolger sey, von dem der See seinen Namen bekommen habe. Mit diesem stimmt Alberti in seiner Ausgabe des Hesychius, unter diesem Worte überein. Er hat seinen Namen, schreibt er in der Anmerkung, vom Gyges, dem Könige in Lydien, so wie das Silber und Gold, das er wegen seiner Thronbesteigung, dem Delphischen Apoll zum Geschenke schickte, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Herodot, das gygäische Gold genannt wurde, um es von dem Golde des Midas, das dieser auch dahin geschickt hatte, zu unterscheiden. Auch Spanheim über den Callimach, Th. 2. S. 358 f. der Ernestischen Ausgabe, tritt dieser Meynung, nach seinen deshalb angestellten Untersuchungen, bey. Nichts kann also gewisser seyn, als daß Homer um die Zeiten der lydischen Könige Gyges und Ardyes, oder kurz darauf gelebet habe.

Das Wagenrennen mit vier Pferden in den Olympischen Spielen, davon sich eine deutliche Stelle beim Homer in Odyss. N. Vs. 81. 82. findet, beweist dieses noch mehr. Diese Stelle ist gewiß sehr treffend, besonders wenn man die vom Ernesti in seinen Noten zu derselben aus dem Makrobius beygebrachten Erläuterungen damit vergleicht *). Nun ist das Wagenrennen mit vier Pferden in den Olympischen Spielen, nach dem Strabo im 8. B. S. 544 f. und andern alten Schriftstellern, erst in der 25. Olympiade eingeführet worden, mithin muß Homer diese Rhapsodie nach derselben geschrieben haben.

Ueberhaupt kommen die Olympischen Spiele bey dem Homer sehr oft vor, am deutlichsten Iliad. L. Vs. 697 — 699. ob er gleich den Namen, wie von mehrern Dingen, nicht hat, und diese mag er wohl aus guten Gründen mit Fleis verschwiegen haben **).

Gnug,

*) Gedoyn sur les courses de chars. Tom. 2. der Memoires de literat. pag. 511 der Amsterd. Ausg.

**) Wer den Homer mit Aufmerksamkeit lieset, wird finden, daß er von vielen Sachen den Namen nicht hat, wohl aber die Sache selbst. Er umschreibt sie, und macht sie durch andere Merkmale kenntlich. Die wahre Ursach davon liegt wohl in der Natur der Epopee, die sich nur durch künstliche Beschreibungen der Dinge auszeichnet, und nicht in simple Prose herabsinkt. So hat er z. B. den Namen eines Briefes nicht, dafür läßt er Zeichen

Gnug, er sagt ganz klar, daß diese Spiele in der Landschaft Elis sind gefeyert worden. Eben so deutlich sind bey ihm die Olympischen Spiele aus dem Fünfkampfe oder Quinquertio zu ersehen, den er von den Phäaciern in Gegenwart des Ulysses, ihm zu Ehren, vorstellen läßt. Odyss. 8. Vs. 100 — 206. Das Quinquertium bestand aus dem Springen, dem Laufen, dem Ringen, dem Werfen und dem Kämpfen. Neun Richter, oder Hellanodiken waren bey den Phäaciern diesen Spielen vorgesezt. Beydes aber, sowohl der Fünfkampf, als die neun Richter sind größtentheils spätern Ursprungs. Denn das Ringen, Pale, ist erst in der 18. Olymp. und der Faustkampf, Pyge, in der 23. eingeführt, und zu den Olympischen Spielen hinzugethan worden. Anfangs waren nur einer oder zwey

chen auf hölzerne Tafeln eingraben, oder schreiben, und verschicken. Die Olympischen Spiele nennt er nicht, aber alle darin vorkommende Leibesübungen. Den Namen Grabschrift braucht er nicht, die Grabschrift selbst hat er. Wie man die Ochsenhaut vor Alters zubereitete, um sie zu verschiedenen Dingen gebrauchen zu können, beschreibt er Il. R. Vs. 389 — 393. den Namen derselben aber hat er nicht. Bey ihm heißt der Zorn nicht Zorn, denn dies Wort hat er nicht, sondern eine tobende Gemüthsbewegung. Den Namen Gesetz hat er auch nicht, dafür braucht er das Naturrecht, die natürliche Billigkeit, die jedem angebohren ist, und jedem das Seine giebt. Und so unzählige Dinge mehr.

Richter über das Laufen und Ringen bestellt, in der 25. Olymp. aber, wurden zuerst neune dazu angeordnet, drey über das Wettrennen zu Fuß und zu Wagen, drey über das Quinquertium, und drey über die übrigen Spiele. Dieses berichtet Pausanias im 5. Buche seiner Reisen ausdrücklich, und Skaliger Poetic. B. 1, 22. Schmidt in Prolegom. zum Pindar, Perizonius zum Aelian v. h. 11, 2. Corsini in 1. diſſert. agon. S. 13. 14. und überhaupt Bürette im 3. Th. der Memoir. de l'Acad. des Inſcript. haben es weiter ausgeführt und bewiesen. Diese Thatsachen sind ein unumstößlicher Beweis, daß Homer nach dem Anfange der Olympiaden gelebt habe.

Zwar meldet Strabo B. 8. S. 544, daß Homer nur der Grab- oder Leichenspiele gedenke, die Olympischen aber niemals erwähne, und diese Aussage könnte meine Behauptung gänzlich zu vernichten scheinen. Aber zu geschweigen, daß diese Stelle in Ansehung des vorhergehenden und nachfolgenden sehr verdorben zu seyn scheinet, so kann man erstlich antworten, daß dem Strabo die Stellen im Homer, die davon sprechen, und selbst die Stelle B. 23. Vs. 630 f. nicht beygefallen sind, sonst hätte er sich nicht auf solche Art ausgedrückt. Zweitens folgt es auch nicht, daß, weil Homer die Leichen- oder Grabspiele beschreibt, er die Olympischen nicht gekannt oder beschrieben habe, denn

das

das Gegentheil habe ich ja gezeigt, und bewiesen. Und drittens würde sich ja Strabo selbst widersprechen, da er die Lebenszeit des Homer mit dem Einfall der Cimmerer in Jonien verbindet, welcher in der 23. Olympiade geschah, da diese Spiele bis auf wenige Zusätze schon ganz vollständig waren. Es folgt also weiter nichts aus Strabo's Aussage, als daß er einen Gedächtnißfehler begangen, und an jene Stellen im Homer nicht gedacht habe, dergleichen kleine Versehen bey ihm mehr vorkommen, die aber seinem sonst vortreflichen Werke nichts schaden.

Homer und Lykurg, der Spartanische Gesetzgeber, haben ohne Zweifel zu einer Zeit gelebt, nur daß jener älter ist, als dieser. Die meisten alten Schriftsteller sind für diese Meynung, und bringen zugleich solche Merkmale bey, deren Gewißheit nicht bezweifelt werden kann. Unter des letztern Gesetzgebung findet sich nun eines, welches verordnete, daß die Spartanische Jugend frühzeitig sollte unterrichtet und angeführet werden: kurz und scharfsinnig zu reden, und niemals mehr Worte zu gebrauchen, als zum Verständnisse einer Sache nöthig sind. Dies Gesetz der Brachylogie hielt Lykurg für eines der besten Mittel zur Erlangung eines vorzüglichen Ansehens seiner Republik vor den übrigen griechischen, und nach dem Demetrius Phalereus bey dem Meursius *) ward diese Kurzrede hauptsächlich

*) In Laconic. l. 3. c. 3. p. 209. Crag. de republ. Laced. p. 293 f.

sächlich den Königen, Feldherren und Staatsmännern zur Pflicht gemacht, weil viele Worte sich nicht für Befehlende, sondern für Bittende und Supplikanten nur schicken. Nun vergleicht Homer Il. 1, Vs. 249. und 3, Vs. 212—215. die drey Könige, den Nestor, Ulysses und Menelaus, in Ansehung ihrer Wohlredenheit mit einander. Des erstern Reden, sagt er, flossen aus seinem Munde wie Honig, des zweyten, wie dicke Schneeflocken vom Himmel, und die Reden des dritten, viel jüngern, als die erstern beyde, waren kurz, scharfsinnig und ohne Fehl, ohne von der Sache abzuweichen. Sollte Homer diesen unterscheidenden Charakter eines Lacedämonischen jungen Königs, nicht nach der Anordnung und dem Gesetze des Lykurgs von der Brachylogie entworfen haben? Vor des Lykurgs Gesetzgebung meldet kein Geschichtschreiber oder sonstiger Schriftsteller etwas von dieser Gewohnheit der Lacedämonier, — und sie aus obiger Stelle des Homer beweisen wollen, wäre ein offenbarer Zirkel im Schließen, — vielmehr schildern sie insgesammt den Zustand dieser Republik, als höchst verwirrt und unordentlich. Die Könige waren wider das Volk, und herrschten nach ihrer Willkühr. Das Volk war wild, ungehorsam und ohne Gesetze. Zwischen beyde schob also Lykurg, durch das traurige Ende Messeniens veranlaßt, den Senat ein, und jeder der Stände mußte sich schlechterdings nach den Gesetzen desselben in allen Artikeln richten. Lacedämon ist deswegen

wegen bey dem Homer alles. Es ist das göttliche, das glückliche, das weise, das große Lacedämon. Athen kommt nur zweymal bey ihm vor, und das einemal nennt er es das heilige, vermuthlich wegen der Vielgötterey, und ihrer Verehrung. Nestor, als der älteste und weiseste Feldherr, der vieles gesehen und erfahren hat, nimmt bey jedem öffentlichen Gastmahle wegen seines Alters die oberste und erste Stelle ein, ganz nach Lacedämonischer Sitte; und daß Homer viele Sitten, Gebräuche und Lehren aus seiner Zeit in seine Gedichte verwebt habe, gestehen alle Kritiker ein, die ihn mit Verstand und Kenntniß seiner Zeit gelesen haben, mithin kann er nicht eher gelebt und geblühet haben, als die Dinge vorhanden waren, von denen er redet. Eine Prolepsin hier anzunehmen, wie einige wollen, wäre lächerlich.

Endlich führt Homer noch die Egyptische Papierpflanze an, Odyss. Φ. Vs. 390. 391. Man hat immer gesagt, und sagt es noch, daß Homer seine Gedichte nicht geschrieben habe, noch habe schreiben können, weil er kein Schreibematerial gehabt, und die Griechen erst zu Psammetichus Zeit mit dieser Papierpflanze in Egypten bekannt geworden sind, und solche zu einem Schreibestoff, d. i. zum Papier gemacht und bearbeitet haben. Da aber Homer diese Pflanze schon kennt, und Anakreon nach ihm; so muß entweder der

Gebrauch derselben zum Schreibematerial weit älter seyn, oder Homer muß nahe an die Zeit des Psammetichus gelebt haben. Beydes kann bestehen. Denn Jesaias, der oft von dieser Pflanze spricht, wie bald folgen soll, hat zwischen der 3. und 15. Olympiade geblühet, und Psammetichus kam in der 27. zur Regierung. Diese Pflanze war den Egyptern überaus nutzbar. Sie brauchten sie zu vielen Dingen. Sie machten Kleider, Schuhe, Schiffe, Seegel, Seile, beim Homer am angeführten Orte ὅπλον βίβλινον, und auch Papier daraus. Sogar aus dem Mark mit Wachs überzogen, machten sie Lichte. Ja diese Pflanze war ihnen ein Bild des höchsten Alterthums, weil sie ihnen anfänglich zur Nahrung gedienet hatte, indem sie den süßen Saft aus den Wurzeln saugten. Daher die Vertrocknung und gänzliche Verdorrung dieser Pflanze mit unter die Strafübel bey dem Jesaias 19. gerechnet wird, die über Egypten kommen sollten. Schon Moses kannte den vielfachen Gebrauch derselben. In seinem zweyten Buche 2, 3. beschreibt er das Kästchen aus dieser Staude, darein er von seiner Mutter gelegt wurde, als sie ihn auf den Nil aussezte. Im Hebräischen steht das Wort Gome. Wenn Castell in seinem Lexicon Heptaglotton, unter dem Worte: Barad, sagt, daß der Samaritaner hier anstatt Gome, Berdi habe; so irret er sehr. Sowohl im Samaritanischen Texte selbst, als in der Samaritanischen Uebersetzung in der Londoner

Poly-

Polyglotte, stehet an beyden Orten das hebr. Thebat Gome, nur der arabische Uebersetzer allein hat Thabot Baradi, oder Berdi, und dieses ist noch jezt der Name dieser Pflanze bey den Egyptern, so wie sie bey den ältern zur Zeit der Pharaonen Babir hieß, folglich sind Gome und Berdi die nämliche Pflanze. Hiob gedenket derselben, 8, 11. und der ist doch sehr alt. Beim Jesaias 19, 7. heißt sie Aroth, von dem Stammworte, entblößen, die Häute abziehen, und dies ist die rechte und eigentliche Verfahrungsart mit dieser Pflanze, wenn sie zu Papier zubereitet werden soll. Was Wunder ist es denn also, wenn bey dem Jes. 18, 2. die ἐπιϛολὰς βιβλίνας, die die Egypter jährlich nach Phönizien zu Wasser schickten, nach der griechischen Uebersetzung schon vorkommen? *) Diese Materie von der Papierpflanze, und ihrem sehr alten Gebrauch zum Schreibematerial, hat Faber in seinen Anmerkungen zu Hamars Beobachtungen über den Orient 2. Th. S. 122 f. und 163 ganz vortreflich aufgeklärt, so, daß alle Schwierigkeiten, die man sich wegen des Alterthums der Schreibematerialien noch

 macht,

*) Koppe in s. Anmerkungen zu Lowths übersetzten Jesaias hält zwar die ἐπιϛολὰς βιβλίνας für einen Schreibfehler, statt ἐπὶ ϛόλοις βιβλίνοις, auf papiernen Schiffen, und wirklich gehen die alten Uebersetzungen merklich von einander ab, aber der Sinn bleibt der nämliche und gut, wenn man unter den Bothen auch Briefe mit versteht. Lucian. de Dea Syr. Tom. 3. p. 454. 655. edit. Reiz.

macht, dagegen verschwinden. Die Nachricht des Plinius in seiner Naturhistorie, 13, 13. von dem Sarge des Numa, und denen darin gefundenen Schriften auf Papier, erhält hierdurch ihre historische Gewißheit. Und wer ist im Stande, des Plinius andere Nachricht von dem von dem Consul Mutian gefundenen auf Papier geschriebenen Briefe des Sarpedons zu Trojens, das ist, zu David und Salomons Zeiten, mit unwidersprechlichen Gründen zu bestreiten? Das Verkehr der Phönizier mit Egypten und Klein-Asien war zu der Zeit sehr groß, wie ihre Geschichte beweiset. Doch dem sey wie ihm wolle, Numa und Homer sind nicht weit von einander entfernt. Ist die Papierstaude und das daraus gemachte Papier schon damals in Italien bekannt gewesen, und zum Schreiben gebraucht worden, vielmehr ist dies der Fall mit dem jonischen Asien, das Egypten um so näher liegt, und dies bestätiget Herodot B. 5. c. 58.

Wenn zum Schlusse dieser innern Beweise der Prophet Jeremias 2, 18. den Juden vorstellt, was es ihnen helfen werde, wenn sie nach Egypten ziehen, das Wasser Sichor zu trinken, oder nach Assyrien, das Wasser Phrath zu trinken, und Homer diese nämliche orientalische Redensart von den Zeleern braucht, die am Fuße des Berges Ida wohnten, und das Wasser des Flusses Aesopus tranken, Il. 2, v. 825.

825. sollte diese Gleichheit des Ausdrucks nicht ein bündiger Beweis seyn, daß Homer um die Zeit des Jeremias, und nach Bekanntwerdung dessen Reden gelebet habe? In der ganzen Bibel kommt diese Redensart nicht weiter vor. Sie ist blos der Zeit des Jeremias eigen. Ihr Gebrauch bey den Hebräern rührt ohne Zweifel aus dem Umgange und der Bekanntschaft derselben mit den Assyrern und Babyloniern her, bey welchen diese Redensart einheimisch war, und diese Bekanntschaft kann über Sanheribs oder Salmanassers Feldzug gegen Palästina, d. i. höchstens über 718. Jahr vor Christo nicht hinaus gehen. Im Homer kommt sie auch nicht mehr vor; denn die nachfolgenden griechischen und römischen Schriftsteller, die sie brauchen, haben sie alle aus dem Homer genommen. Wenn Homer zu Ahabs oder Salomons Zeiten gelebt hätte, so wäre es unmöglich, daß er sich dieses Ausdrucks aus Jeremias Zeiten hätte bedienen können. Aeltere Quellen kann man wohl brauchen, aber nicht solche, die erst nachher entstanden sind, da ein Schriftsteller gelebt hat. Jeremias fing unter dem Könige Josias zu lehren an, 640 Jahr vor Christo, und beyde waren Zeitgenossen des Königs von Babylon Nebukadnezars, des Königs in Lydien, Ardyes, unter welchem die Cimmerer in Jonien einfielen, und der egyptischen Könige Psammetichus und Necho, welcher letzterer den Josias in einer Schlacht bey Megiddo überwand und tödte-

tödtete. Ganz genau die Jahre zu bestimmen, ist nicht möglich, gnug, daß alle diese großen Männer in einem Zeitraum gelebt haben, und nur wenig der Zeit nach von einander entfernt sind. Die Hauptsache bleibt immer richtig, nähmlich, daß Homer mit in diesen Zirkel gehöre.

IV. Was endlich den Zustand der griechischen Gelehrsamkeit zu damahliger Zeit betrift, so kann man solchen am besten aus Homers eigenen Werken erweisen. Es ist unmöglich, wie schon Dodwel und vor ihm Strabo Seit. 4. und andere alten Schriftsteller angemerkt haben, daß er zuerst und allein die Dichtkunst in ihrem ganzen Umfange sollte erfunden, und die Epopee zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, daß die besten Kunstrichter aller Zeiten nicht das mindeste mehr daran verlangen konnten. Es ist unmöglich, daß er dieses ohne Freunde der Dichtkunst, durch Nacheiferung angetrieben, und ohne vorhandene Beyspiele habe leisten können. Cicero, Vellejus und andere haben dieses von der Beredtsamkeit bey den Römern erwiesen. Das Zeitalter des Homer muß also so zu setzen seyn, wo vieles schon von den Vorfahren in der Poesie geleistet worden, daran er nur die letzte Hand hat legen dürfen, zu einer solchen Zeit, wo Wettstreite und Belohnungen, theils durch Kränze, theils mit Gelde die Nacheiferung erweckt, und die Ruhmbe-

gier-

gierde erhitzt hat; zu einer solchen Zeit endlich, wo die epische Poesie, darin Homer groß war, wieder zu sinken anfing, dagegen andere Dichtungsgattungen aufkamen, und betrieben wurden. Alle diese Merkmahle passen auf die von mir gesetzte Zeit weit besser als auf ältere. Nach dem Anfange der Olympiaden gab es weit mehr Dichter, selbst in der epischen Gattung. Und daß zu Lycurgus Zeit, des Zeitgenossen vom Homer, sehr viele Dichter vorhanden waren, erhellet aus dem Hieronymus beym Athenaeus B. 14. c. 14. der fünf Bücher von den damaligen Dichtern verfertigt hat. Daher hat sich auch Lycurg, als er mit dem Homer auf der Insel Chio Umgang hatte, als einen Freund der Dichter seiner Zeit bewiesen, und selbst des Homers Gedichte aufbewahret und erhalten. Denn es ist ungleich gewisser, daß dieser Lycurg, dieser spartanische Gesetzgeber, der ja ein Zuhörer von dem Thaletas in Creta war*), und sich dessen Rath und Unterricht

*) Meurs. Creta von pag. 242 — 245. Thaletas blühete in der 26. Olympiade, Lycurg, ein Schüler dieses Thaletas, war 30. Jahre alt, als er seine Gesetze gab, Homer aber älter. S. Clemens Strom. B. 1, S. 327. und vorzüglich Strabo B. 10. S. 738. Und Plato meldet im 8. seiner Briefe, daß Lycurg erst nach dem Untergange des Messenischen Königreichs, den Spartanern seine Gesetze gegeben habe.

terricht sehr gut zu Nutze zu machen wußte, nach dem Anfange der Olympiaden gelebt habe, als daß es ein anderer älterer seyn könne. Auch dies ist noch merkwürdig, daß die epische Gattung, die aus bloßen Hexametern besteht, zur Zeit Homers außer Gebrauch gekommen, und nur nach der Zeit erst wieder gebraucht worden ist, an deren Statt die elegische Versart aufkam, worin ein Hexameter mit einem Pentameter abwechselt. Und gewiß, je mehr wir weiter auf uns fort gehen, desto mehr werden wir elegische Dichter finden, als Tyrtaeus, Callinus, Mimnermus, Solon, Theognis, u. a. m.

Dieses erhellet noch mehr aus der homerischen Sprache selbst. Sie ist im Ganzen genommen, schon vortreflich ausgebildet, und zu einem epischen Gedichte geschickt gemacht, und dies ist ein Beweis, man mag auch sagen, was man will, so wohl von der weit fortgeschrittenen Cultur der Griechen in den Werken des Verstandes und Witzes, als auch von dem gelehrten Zeitalter des Homers. Seine Sprache ist reich an Worten, zierlich und erhaben im Ausdruck, regelmässig in Verbindung, mit einem Worte, zu allen poetischen Gattungen brauchbar. Hierzu und zu einer solchen Höhe der Vollkommenheit würde sie nicht gelanget seyn, wenn die Griechen nicht von der trojanischen Zeit an, bis auf das Zeitalter des Homer viel geschrieben,

ben, und sie dadurch erweitert, ausgebildet, und verfeinert hätten, und mit einer solchen Sprache gehen auch die Empfindungen und Gedanken der Menschen zu gleichen Schritten fort, und umgekehrt. Zudem ist Homer in dem asiatischen Griechenlande geboren, hat darin gelebt und geschrieben, folglich sind es diese Länder, worin sein Genie gebildet, seine Sprache nach ihrer Denkart gefärbet, und dadurch der orientalische Geist in seine Dichtkunst verwebet worden. Homer hat dem Orient viel zu danken. Seine schönsten Bilder sind daher entlehnt, und auf Griechenland übergetragen. Wenn Jupiter bey ihm durch das bloße Bewegen seiner Augenbraunen Himmel und Erde erschüttert; so ist das eine große Idee, werth in einer Epopee zu stehen, aber auch dem Orient einheimisch, da Hiob 26, 11. von der Bewegung der Augen Gottes, und David Ps. 18, 16. von seinem Odem, und Ps. 104, 32. von seinem Schauen auf die Erde ein gleiches sagt. Homer spricht von Höllen-Pforten, die Schrift auch. Bey ihm heißt die Pest, so wie in den Psalmen, die Pfeile Gottes. Das Wasser des Flußes Aesopus trinken, das ist, in dem Lande desselben wohnen, so auch Jeremias vom Euphrat und Nil. Der Hirte der Völker, für Fürst und König, der Ochse, das vornehmste Thier im Morgenlande, für den Anführer und das Haupt der Familie, oder eines ganzen Heers, verglichen mit Ps. 23, 1. 2. 4. Der Hund,

wie

wie sich die Helena, des Menelaus geraubte Gemalin selbst nennt, für den äußerst elenden Zustand eines Menschen, verglichen mit 1 Samuel 24, 15. von David, und 2 Sam. 9, 8. von Mephiboseth, einem königlichen Prinzen genannt werden, für seyn. Das Licht sehen, für leben. Lauter Orientalismen! die doch nur eine kleine Zahl ausmachen, gegen die ungleich mehrerern, die noch bey ihm befindlich sind. Ja, der ganze Geist der homerischen Mythologie athmet den Geist des Morgenlandes. Er nimmt gar keine Mittelursachen bey den Begebenheiten in der Welt, und bey den Handlungen seiner Helden an, sondern schreibt sie alle den Göttern zu, ganz nach der Denkungsart der biblischen Schriftsteller, nur daß er fast für jede Handlung und Begebenheit seine eigene Gottheit hat, da die Schrift nur einen Gott kennt. Abwechselnd schön sind die Beschreibungen Homers von dem Zustande eines Sterbenden oder Verstorbenen. Ein ewiger Schlaf überzieht seine Augen, der Tod ist des Schlafes Bruder, die Schatten eines langen Abends sind über ihn ausgebreitet, der Vorhang einer tiefen Nacht ist um ihn hergezogen. Er liegt im Staube, ein kühler Sand deckt ihn, u. s. w.

Von Homers großer Gelehrsamkeit, Welt- und Menschenkenntniß zeugen die vortreflichen moralischen Betrachtungen, die er bey merkwürdigen Vorfällen

mit anbringt, und aus dem bürgerlichen Leben der Menschen genommen hat. Denn nichts kann vortreflicher seyn, als seine Lehren aus der Auferziehung und eines guten Hauswesens. Wenig Söhne gleichen ihren guten Vätern. Die mehresten sind schlimmer wie sie, die wenigsten besser. Odyss. 2 vs. 274. 275. Eintracht zwischen Mann und Frau, im Berathen und Verwalten ihres Hauswesens, beglückt die Familie. Den Feinden werden sie dadurch ein Verdrus, den Freunden ein Wohlgefallen, und sich selbst ein Vergnügen. Odyss. 6, vs. 180—185. Die Menschen sind auf Erden alle argwöhnisch. Odyss. 7, 307. Böse Thaten gehen nicht gut von statten, 8, 329. Der langsame ereilt oft den schnellen. Wie sehr kann nun nicht eine Sprache durch solche Nachahmungen, und sittenspruchreiche Betrachtungen, die zu Homers und zu Pythagoras Zeiten in Griechenland so beliebt waren, bereichert und erhöhet werden? Das aber, was mir an dem Homer nicht gefällt, — ich rede nach meiner Empfindung — sind die zu oft wiederkommenden Beywörter, die er zu den Nennwörtern und Nahmen setzt, wenn sich auch die Umstände bereits geändert haben. Ferner die vielen Tautologien in seinen Reden, die, wenn sie größtentheils weg wären, seine Gedichte um ein vieles kleiner und angenehmer machen würden. Man wird dadurch zu sehr aufgehalten. Daß er aber nicht alle Worte hat, die nachher in der

griechischen Sprache aufgekommen sind, kann gar nicht verlangt werden. Welche lebende Sprache bereichert sich nicht durch die Aufnahme neuer Wörter? Ciceronს Schriften enthalten auch nicht alle lateinische Worte, die bey andern Schriftstellern seiner Zeit noch vorkommen, und doch war die lateinische Sprache damals in ihrem größten Flor, und seine Schriften sind die zahlreichsten aus dieser Zeit. Den Homer aber deshalb beschuldigen wollen, als habe er keine Kenntniß von der Sache gehabt, davon das Wort bey ihm nicht vorkommt, heißt wider alle Regeln der Logik schließen, und doch schließen viele Gelehrten so.

Hieraus läßt sich nun am besten erklären, was wir von der Sammlung und Anordnung der homerischen Gedichte bey den Alten lesen. Lycurg, der sie von dem Homer selbst erhielt, wie Timäus, Apollodor, Strabo, und Clemens von Alexandrien bezeugen, brachte sie zuerst nach dem Peloponnes, und machte sie in Lacedämon bekannt. Durch diese Bekanntmachung geschahe es, daß sie Tyrtäus auch bekam, und Verse daraus zu seiner Absicht für seine Krieger, als lacedämonischer Feldherr, nehmen konnte. Vorher, und da er noch in Athen als Schulhalter oder Musikus lebte, wußte er nichts davon, weil, wenn dieses wäre, Solon sie nicht als eine unerwartete Erscheinung würde angesehen, und für ihre Bekanntmachung unter die

die Athener so viel Sorge getragen haben. Und daher, daß sich die Lacedämonier des Homers Gedichte ganz zueigneten, kommt auch der Ausspruch des Cleomenes, eines ihrer Könige, und Zeitverwandten des Darius Hystaspis: daß Homer ein Dichter für die Lacedämonier, als freye Leute, Hesiodus aber für die Heloten, als Sclaven wäre, weil jener die beste Anweisung zum Kriege, dieser aber zum Ackerbau gegeben hätte *). Ein älteres Zeugniß vom Homer wird man aus Lacedämon nicht beybringen können. Früher konnte die Bekanntmachung also wohl nicht geschehen. Denn es ist nicht glaublich, daß die Schriften des Homer, die in Lacedämon so gemein waren, den Athenern so lange hätten verborgen bleiben können. Gegen die 46. Olymp. finden wir die erste Nachricht von dessen Schriften in Athen. Damals hatte Solon ein ganzes Exemplar, und er veranstaltete auch dergleichen für seine Athener, und befahl, daß sie nach ihrer Folge rhapsodienweise abgesungen werden sollten, nicht bald diese, bald jene, und gab darüber selbst ein Gesetz, als er im dritten Jahre der 46. Olympiade Archon war. Wenn vom Cicero und Aelian **) dem Pisistratus die Anordnung der homerischen Gedichte, so wie wir sie jetzt haben, beygelegt wird; so versteht dies Dodwell von der letzten Revision, und

 zwar

*) Aelian. v. h. l. 13. c. 19.

**) Id. v. h. ibid. Cicer. de orator. l. 3.

zwar so, daß Pisistratus, wie Aelian schreibet, die von Solon in ein Werk gebrachten Gedichte, in zwey Haupttheile, in die Ilias und Odyssee getheilt habe. Dies that Pisistratus im 4. Jahre der 54. Olymp. Dieuchidas beym Laertius B. 1. c. 57. ziehet aber doch die Arbeit des Solons, der des Pisistratus vor. Endlich werden noch des Hipparchus Verdienste um den Homer gedacht *). Er soll zuerst die Gedichte Homers nach Athen gebracht haben. Nach der Gewohnheit der damaligen Zeit wurde eine Erfindung, Verbesserung, und bequemere Einrichtung verschiedenen zugeschrieben. Alle drey haben Theil daran, nur nach verschiedenen Verhältnissen. Was dem Hipparch eigentlich zugehört, ist, daß er die Gedichte Homers in ihrer Folge bey dem Feste der Panathenäen absingen ließ, und dies scheinet er zuerst gethan zu haben. Dies geschah im 1. Jahre der 63. Ol. Von dieser Zeit an, wurden Homers Gedichte im Griechenlande immer bekannter, und der Abschriften immer mehr davon gemacht, die aber endlich so beschaffen waren, daß Zoiler und Aristarchen gnug zu thun hatten, wegzuschneiden, zuzusetzen, zu verändern, zu verbessern, wie es sie gut dünkte, so, daß noch immer die Frage bleibt: ob wir den Homer so haben, wie er aus seinen Händen gekommen ist? Doch soll des Aristarchus Ausgabe, die wir heutiges Tages besitzen, die beste

*) Aelian. v. h. l. 8. c. 2.

beste seyn, und gleichwohl fehlen in derselben manche Verse, die Aristoteles in seiner verbesserten Ausgabe für den Alexander gehabt hat. Das sonderbarste hierbey ist, daß ein Kritiker den andern verbessert und zurechte weißt. Aristarch verwarf aus Iliad. O. die drey Verse von 449—451. und ward widerlegt. Zenodot verwarf aus Il. S. 13. von 356—369. und sie stehen noch in allen unsern Ausgaben. Und so könnte ich noch sehr viele von Hephaestion, Porphyrius und andern Kritikern verworfene hersetzen, die von Interpolationen zeugen. Beym Aristoteles in Rhetor. B. 2. S. 81. der Ausgabe Sylburgs, wird aus Il. L. der Vers 542. angezogen, auf welchen noch ein anderer folgt, der aber in unsern gewöhnlichen Ausgaben nicht steht, Herr Prof. Wolf hat ihn aber in die seinige aufgenommen, doch in Klammern eingeschlossen. Das Urtheil des Aratus bleibt noch immer das beste, daß man diejenige Ausgabe vom Homer zu bekommen suchen solle, die die älteste, und gar nicht corrigirt sey; denn diese sey die beste.

Fünftes Hauptstück.

Anmerkungen über des Herrn Director Merians Question: Si Homere a écrit ses Poemes?

befindlich in dem Theile der Academie Royale pour les Années 1788. 1789. pag. 513.

Das Buch des Wood von dem Original-Genie des Homer hat bey seiner Erscheinung in Teutschland viel Aufsehen gemacht. Als dasselbe in den Göttingischen gelehrten Anzeigen recensirt wurde, schaffte ich es mir gleich an, besonders da die Recension versicherte, daß Wood mit dem Homer in der Hand die Gegend von Troja bereist, alles Merkwürdige, was davon in der Iliade vorkommt, in Augenschein genommen, und, darf ich hinzusetzen, auch gesehen habe, daß Homer nicht habe schreiben können, noch einen Buchstaben gekannt habe. Beim Durchlesen des Buchs ward ich aber bald gewahr, wie sehr sich Wood sowohl auf seinen Reisen, als in seinen Urtheilen übereilt und betrogen habe. Jezt weiß man durch die Reise des Herrn Lechevaliers und anderer, nach eben jenen Gegenden, wie falsch Wood gesehen hat, und dabey hat man auch erfahren, daß der Herr Hofrath und Professor Heyne der Verfasser jener Recension ist. Die Göttingischen gelehrten

gelehrten Anzeigen haben immer den Ruhm gehabt, daß sie tief durchdachte Recensionen über den Theil der Wissenschaften liefern, davon das recensirte Buch handelt, bey diesem Buche des Wood aber, ist doch das litterarische Publikum in etwas getäuscht worden, weil der Herr Professor selbst sagt, daß er jene Recension in der jugendlichen Begeisterung niedergeschrieben habe, darunter sich vieles jezt nach bessern Nachrichten ganz anders verhalte. Diese Bedachtsamkeit macht ihm Ehre, und seine bescheidenen und vorsichtigen Zweifel: ob zu Homers Zeit das Schreibmaterial wohl schon in solcher Menge vorhanden gewesen, daß dieser Dichter seine langen Gedichte habe aufschreiben können? sind eine von den Ursachen mit gewesen, die mich veranlaßt haben, der Sache auch nachzudenken, und was ich für Resultate herausgebracht, dem Publikum vorzulegen. Nur des Herrn Director Merians Untersuchung der Frage: Ob Homer seine Gedichte geschrieben habe? hat gar nichts empfehlendes und neues in sich; denn sie ist ganz auf den Wood gebaut, und mich wundert sehr, wie der Herr Professor Wolf, der doch die alten Griechen so gut versteht und bey ihnen zu Hause ist, in seinen Prolegomenis hinwiederum auf Herrn Merians Gründe hat fortbauen, dem Homer die Schreibekunst absprechen, und ihn um 950 Jahre vor Christo hinaufrücken können? in eine solche Zeit, wovon die Griechen selbst, nach aller Eingeständniß, nichts gewisses

vermöge ihrer schwankenden Chronologie wußten. Doch um hierin ordentlich zu verfahren, werde ich das Treffendste aus Herrn Merians Abhandlung hersetzen, und darunter meine Bemerkungen folgen lassen.

In dem Eingange bemerkt Herr Merian, daß er schon im Jahre 1774. S. 485 Not. 4. seine Meynung dahin abgegeben, daß Homer seine Gedichte nicht geschrieben habe, seit dieser Zeit hätten sich aber viel Gegner gefunden, die das Gegentheil behaupteten, deren Gründe er nun widerlegen wolle. Er theilt die Frage in zwey Theile ein, 1) ob Homer Buchstaben gekannt, und geschrieben habe? und 2) ob zu der Zeit, da Homer den Schauplatz der Begebenheiten hinsezt, nämlich zu Trojens Zeit, sey geschrieben worden? Beyde Fragen seyen eigentlich unterschieden; denn die erstere könne wahr seyn, und die zwote nicht, weil aber die Gegner beyde Fragen für eine nehmen, so wolle er sie auch so nehmen.

Anmerk. Herrn Merians Beweise sind des Wood seine.

§. 1.

Hier führt Herr Merian zuerst das Zeugniß des Josephus an, welcher behauptet, daß bey den Griechen alles neu sey, von gestern und ehegestern, also auch die Schreibekunst. Zu Trojens Zeit habe man noch nicht geschrieben, die Gedichte Homers seyen rhapsodienweise

gesungen

gesungen worden, und das beweisen die vielen Varianten bey Wiederherstellung des Textes.

Hierzu fügt er noch eine Stelle aus den handschriftlichen Scholien des Dionysius Thracis, die Villoison in seinen anecdotis gr. beygebracht hat, wo es heißt, daß die Gedichte Homers sich zu verlieren anfingen, und nur in dem Gedächtnisse der Rhapsodisten noch aufbehalten würden. Und als Pisistratus ein geschriebenes Exemplar von Homers Gedichten zu haben wünschte, setzte er einen Preiß auf jeden Vers, der ihm gebracht werden würde, und hierdurch machte er den Homer vollständig. Zu Pisistratus Zeiten konnte man zwar schreiben, aber man hatte den Homer geschrieben nicht.

Anm. Das Zeugniß des Josephus, auf welches sich so viel Gelehrte berufen, hat im Grunde gar keinen Werth. Er widerspricht sich selbst, wenigstens drückt er sich nicht bestimmt genug aus. Bey den Griechen soll alles jung und neu seyn, von gestern und vorgestern, mithin auch die Buchstaben. Sie haben keine ältere Schrift aufzuweisen, als die Gedichte Homers. — Wenn hat nun Homer gelebet? dies bemerkt Joseph nirgends, sondern sagt nur im Allgemeinen: nach dem trojanischen Kriege. Er mag aber gelebt haben, wenn er will, so folgt doch ganz natürlich daraus, daß lange vorher bey den Griechen die Buchstaben bekannt, und

im Gebrauch gewesen seyn müssen, ehe Homer seine Gedichte hat schreiben können. Bald darauf schreibt Joseph nach andern Nachrichten, daß Homer seine Gedichte gar nicht geschrieben, sondern nur gesungen habe, und dies schließt er aus den vielen Dissonanzen seiner Gedichte. Hebt nicht diese Behauptung die erstere gänzlich wieder auf? Bouhier nennt diese Meynung inepta, ridicula, ab omnibus jam diu explosa. S. auch H. Harles in Fabric. bibl. gr. Vol. 1. l. 2. c. 2. §. 10. und Vossius de art. gram. l. 1. c. 11. Otto in s. Specim. lexic. Ioseph. Tom. 2. edit. Haverc. meynt aber, daß Joseph gar nicht von Buchstaben rede, sondern durch γϱάμμα ὁμολογȣ́μενον die von allen anerkannte Vortreflichkeit der Homerischen Schrift verstehe, dergleichen die Griechen vorher nicht hatten. Aristoteles scheint aber doch anders davon zu denken. Er sagt B. 1. c. 4. de Poetic. Eorum, qui ante Homerum vixerunt, neminem citare possumus, qui tale poema condiderint, multos tamen esse, probabile est, ab Homero exordimur allegare id genus poemata. S. auch Aelian. v. h. l. 11. c. 2. Man kann also nichts für oder wider das Alterthum der Buchstaben bey den Griechen aus dieser Stelle des Josephs beweisen. Er ist für seine Nation zu sehr eingenommen. Er scheinet bey den Griechen darum alles so jung zu machen, die Erbauung der Städte, die Erfindung der Künste, und die Gesetzgebung, damit das Alterthum der Hebräer,

bräer, als der Ersten der Welt, desto ehrwürdiger glänzen möge. Dies erhellet aus dem 3. Buche wider den Apion §. 15. ganz deutlich, wo er die Gesetze Lykurgs, Solons und Zaleukus für ganz jung ausgiebt, in Vergleichung mit Moses Gesetzen. Der Grund von allen diesem soll seyn, weil Hebräer, Egypter und Babylonier einen bessern Himmelsstrich hatten, und alles Merkwürdige früher aufzeichneten, dagegen die Griechen durch die beständige Pest, die ihr Land gänzlich verwüstete, an der Cultur der Künste und Wissenschaften verhindert wurden. Diesen Grund lasse ich dahin gestellt seyn.

Der Schluß von den Varianten auf den Mangel der Schreibekunst gilt gar nichts. Die Bücher des N. Testaments sind unstreitig von ihren Verfassern schriftlich aufgesezt, und doch hat Mill viele 1000 Varianten aus diesem kleinen Werke gesammlet. Von den griechischen und römischen Schriften gilt ein gleiches. Das fehlerhafte Abschreiben der Gedichte Homers, und nicht deren Absingung hat die Varianten geschaffen. Siehe Clericum de arte critica.

Dionysius Thrax hat um die Zeiten des Kaisers Augustus gelebt, wo Abschriften vom Homer genug vorhanden waren; denn Cicero, Virgil, Horazius, Ovid, Properz, Strabo, Plinius, Martial, hatten ihn, also beweist der Dionysius mit seinen Scholiasten nichts.

Von

Von der Sammlung der Homerischen Gedichte zu Solons, Pisistratus und Hipparchus Zeiten, ist vorhin weit richtiger nach den alten Schriftstellern gehandelt worden, womit der Wunsch des Pisistratus, nichts von Homers Werken verlohren gehen zu lassen, immer bestehen kann.

„Herr Merian fährt fort, es sey nicht wahrscheinlich, daß die Griechen zu Trojens Zeit geschrieben haben. Diese Unwahrscheinlichkeit beweist er aus dem 7. Buche der Iliade, wo von dem Loose geredet wird, wer sich mit dem Hektor schlagen soll. Das ἐπιγραψας übersezt er daher durch insculptam oder incisam. Es sollen ganz willkührliche Zeichen gewesen seyn, und der Herold habe sie deshalb herumgezeigt, damit jeder das seinige erkennen möge."

Anm. Ueber diese Stelle habe ich oben schon meine Erklärung gegeben, und ich finde noch keine Ursach davon abzugehen. Derselben unbeschadet, will ich zugeben, daß die Loose der griechischen Helden, jedes mit einem besondern Zeichen bezeichnet gewesen, folget aber wohl daraus, daß diese Helden sonst nicht haben schreiben können, daß damals gar nicht geschrieben worden, und sogar die Kunst zu schreiben unbekannt gewesen sey? Ich dächte nicht; denn wie vielerley Loose bedienten sich nicht die Athener in ihren öffentlichen Angelegenheiten, die theils mit dem Namen der Loosenden, theils mit

einem besondern Zeichen bemerkt waren *), so wie es noch heutiges Tages auch bey uns geschieht, sollten die Athener deshalb nicht haben, noch wir, schreiben können? Hier kann ich eine Stelle nicht unberührt lassen, die Ez. Spanheim in seiner zwoten dissertat. de vsu et praestantia numism. Tom. 1. pag. 85. edit. Amst. aus einem damals noch ungedruckten Scholiasten über den Homer, der dem Isaak Vossius gehörte, zur Il. H. Vs. 183. vbi de sorte Ajacis agitur, certis nempe literarum notis signata, quae vbi e galea Agamemnonis exiisset, et ostensa esset aliis Graecorum ducibus, ab iis non fuerit agnita, angeführet hat. Sie lautet so: ὀυχ οἱ αὐτοὶ γὰρ ἦσαν περὶ Πάριν τοῖς Ἕλλησι χαράκτηρες. διάφορα δὲ καὶ τὰ τῶν στοιχείων ὀνόματα, κ. τ. λ. Neque iidem erant Graecis characteres ante Paridem: diversa etiam literarum nomina etc. Dies nämliche Scholion hat auch Villoison zum Vs. 185. des 7. Buchs seiner Ausgabe. Es befindet sich aber dabey eine merkwürdige Verschiedenheit der Leseart. Statt περὶ Πάριν nach der Vossischen Handschrift, hat Villoison παρὰ πᾶσι nach der Venedigschen abdrucken lassen. Maffei, und Herr Harles in der Note zu Fabric. bibl. gr. Vol. 1. p. 200 halten die Worte des Spanheims περὶ Πάριν für verdorben, und des Villoison Leseart παρὰ πᾶσι für recht; denn, sagen sie, was

*) S. Adr. Iunii animadversa, l. 2. c. 5.

was hat Paris mit den Buchstaben zu thun? Allein die Villoisonsche Leseart giebt keinen guten Sinn, weil man nicht weiß, von welcher Zeit der Scholiaste redet, und von allen Griechen zu allen Zeiten kann sie unmöglich verstanden werden, besonders was die Namen der Buchstaben betrifft. Die Amycläischen und Sigäischen Steinschriften, die doch sehr hoch hinauf gehen, haben einerley Buchstaben, von den hinzugekommenen rede ich nicht. Weit richtiger ist mir daher die Spanheimsche Leseart. Die Frage: was hat Paris mit den Buchstaben zu thun? will nichts bedeuten. Man kann ja mit gleichem Rechte fragen: was hat Solon mit der Schreibekunst zu thun? So wie man behaupten will, daß zu Solons Zeit zuerst in Griechenland sey geschrieben worden, welches doch gewiß falsch ist, eben so kann man behaupten, daß zu Paris, das ist, zu Trojens Zeit, als des Urhebers des trojanischen Krieges, die Buchstabenschrift schon im Gebrauch gewesen sey, und Renaudot und Fourmont haben gezeigt, daß man die Bustrophedonschrift vorzüglich vor und zu Trojens Zeit gebraucht habe, welches auch Herodot bestätiget.

§. 2.

In diesem §. meynt Herr Merian, wenn Abschriften von Homers Gedichten herumgegangen wären, so hätte weder Lykurg nöthig gehabt, solche in Jonien zu

zu suchen, noch Solon, Pisistrat und Hipparch, sie in Ordnung zu bringen. Was Plutarch vom Lykurg meldet, daß er die Gedichte Homers gefunden habe, kann zwar geschrieben bedeuten, aber so hat sie doch Homer nicht geschrieben, sondern ein anderer. Im Grunde gilt Plutarchs Zeugniß nicht viel. Herr Pauw in s. recherches sur les Grecs, Th. 2. S. 383 läugnet schlechtweg, daß Lykurg die Gedichte Homers gesucht und gefunden habe. Er beweist, daß Lykurg selbst weder lesen noch schreiben gekonnt, daß 150 Jahr vor der 1. Olympiade das Schreiben in Griechenland, besonders in Laconien, sehr wenig gebraucht worden, den Doriern aber ganz unbekannt gewesen sey. Zur Zeit des Pisistratus können einige Rhapsodien aufgeschrieben worden seyn, vorher aber nicht, sondern sie sind gesungen worden, wie bey den alten Celten, Galliern und Teutschen.

Anm. Lauter alte Lieder, die immer einer dem andern nachsingt! Als Einwürfe wollen sie nicht viel sagen. Homer hat seine Gedichte nicht geschrieben, und gleichwohl hat sie Lykurg, ein Zeitgenosse von ihm, geschrieben gefunden, und wie konnte er sie für Homer's Werk erkennen, wenn er nach der Meynung des Herrn Pauw, weder lesen noch schreiben gelernet hatte? Als Lykurg gefragt wurde, warum er seine Gesetze nicht schriftlich verfaßt habe? gab er zur Antwort: damit sie

desto besser in den Herzen seiner Bürger bleiben möchten *). Setzt diese Frage nicht eine Kenntniß und den Gebrauch des Schreibens voraus? Die Gesänge der Celten, Gallier und Teutschen, waren bloße Krieges-lieder, wodurch sie sich zur Tapferkeit unter einander aufmunterten, dergleichen alle alten Völker hatten, demohnerachtet haben die Teutschen, Gallier und Celten ihre Buchstabenschrift gehabt, und geschrieben, wie das von allen anerkannt wird, und oben im 2. Hauptstück H. hinlänglich erwiesen ist.

§. 3.

In diesem Absatze zeigt Herr Merian, daß im ganzen Homer nicht die geringste Spur von einer Schreibekunst vorkomme. Er gedenke vieler andern mechanischen Künste, und die bewunderungswürdigste, sinnreichste und nützlichste, von allen, die so viel zur Cultur der Menschen, und der Wissenschaften beyträgt, die die Barbarey vertreibt, und die Krone des menschlichen Verstandes ist, erwähne er nicht.

Anm. Ich frage aber den Herrn Director Merian, ob man wohl von der unterlassenen Erwähnung einer Sache, auf das Nichtdaseyn derselben oder ihren Nichtgebrauch richtig schließen könne? Soll denn in einer Schrift alles das vorkommen müssen, was in der Welt vorhan-

*) S. Cragium de republ. Laced. l. 3. p. 170. und Perizon. ad Aelian. V. h. l. 2. c. 39.

vorhanden und erfunden ist? So ist ja weder Schuster-noch Schneider-Profession in der Welt, oder in den Preuß. Landen, weil Herr Merian in seiner Schrift vom Homer, in Berlin geschrieben, nichts davon erwähnt. Moses hat gewiß seine Bücher geschrieben. In denselben gedenkt er vieler mechanischen Künste, als des Steinschneidens, des Wirkens in Seide, des Vergul-dens, des Schnizwerks, u. s. w. und von der erfundenen Schreibekunst sagt er kein Wort. Was in der Welt seinen natürlichen Gang hat, glaubten die Alten, ist kein Vorwurf der Geschichte. Dahin gehört das Sprechen und Schreiben der Menschen. Beydes gehört zusammen. Zu dem ist die Voraussetzung, daß im Homer die Schreibekunst nicht vorkomme, nicht einmal richtig, wie sich bald zeigen wird beym §. 5.

§. 4.

Herr Merian widerlegt nun die Einwürfe einzeln. Er läugnet, daß lange vor dem Homer das Schreiben in Griechenland bekannt gewesen sey, und Homer es gekannt habe, weil er nie darauf anspielt. Das γϱάφειν und seine derivata heißen bey ihm nicht, mit Buchstaben schreiben sondern graben, einschneiden, einhauen, es bedeutet nicht einmal mahlen, das lateinische Wort beym Virgil Aen. 1. vs. 478. zeiget das nähmliche an. Das hohe Alterthum der griechischen Buchstaben ist ihm unbegreiflich,

unerklärbar. Wenn Homer, wie Herodot schreibt, einen Lehrer im Schreiben gehabt hat, woher kommt es denn, daß ihm die Wörter schreiben ganz unbekannt sind? — Die Sitten im Homer sind noch sehr barbarisch, und daraus folgt, daß sich mit dieser Einfalt die Kunst zu schreiben nicht vertragen könne; denn diese erfordert eine lange Zeit, und eine anhaltende Arbeit, weil sie sehr verwickelt ist.

Was die Figuren selbst und ihre Verbindung betrift, so weiß man davon den Gebrauch bey den Griechen. Man schrieb von der rechten zur linken und Bustrophedon. Diese ist aber jünger als Homer. Er hat sich also derselben Methode bedient, als seine Mitbrüder, er hat seine Gedichte aus dem Gedächtniß gemacht, und sie auch so gesungen.

Als die Griechen ihre Buchstaben von den Phöniziern erhielten, so wußten sie ohne Zweifel, was diese damit machten. Ist es aber glaublich, daß sich die Griechen haben Mühe geben wollen, diese phönizische Zeichen ihrer Sprache anzupassen, und sie so viel Jahrhunderte wieder ungebraucht liegen zu lassen? Die Buchstaben dienen auch zum zählen, und zu Homers Zeit hat man mit denselben noch nicht gezählet, welches Wood bewiesen.

Anm. Fast sollte man zweifeln, daß dieses ganze Raisonnement von einem Gelehrten, einem Philologen herrühren könne. Das γϱάφειν ist sein Kreutz. Es heißt nicht schreiben, nicht mahlen, sondern eingraben, einschneiden. Und was haben denn die Griechen eingegraben und eingeschnitten? Was haben sie denn für ein Wort in ihrer Sprache vom Homer an bis auf unsere Zeit, das schreiben, mit Buchstaben schreiben heißt? kein anders, als graphein. Man laufe alle vorhandene griechische Schriften durch, und man wird kein anderes finden. Einige übersetzen es durch mahlen, weil es auch von zeichnen und der linearischen Mahlerey gebraucht wird, und sagen, daß es leicht zu begreifen sey, warum das graphein zugleich schreiben und mahlen heißen könne, indem beydes auf einerley Tafeln mit eingegrabenen Umrißen geschah. Ueberhaupt muß man, um die Verschiedenheit der Benennungen von eingraben, mahlen und schreiben, desto besser zu verstehen, auf die Verfahrungsart der Alten bey ihrer Handlung, ihre Gedanken durch gewisse Zeichen auf eine schickliche Materie sichtbar darzustellen, zurück setzen. Die alleralteste Verfahrungsart war: diese Zeichen oder Buchstaben in Holz, theils roh, theils mit Wachs überzogen, in Bley, Erz oder Steine einzugraben, entweder für eine kurze Dauer, als bey Briefen und andern häuslichen Aufsätzen, oder zu einer längern Dauer, als

bey Gesetzen, Bündnissen und andern Verträgen, und das Instrument oder Werkzeug dazu, war der Griffel, entweder von Eisen, oder Knochen, oder einer andern Materie. Die Wahrheit dieser Sätze finden wir durch das Zeugniß Hiobs 19, 23. 24. durch Moses Gesetztafeln, durch Solons Gesetze, und durch alle griechische und römische öffentliche Monumente bestätiget *). Und der Griffel kommt Hiob 19, 23. 2 Mos. 32, 4. Ps. 45, 2. Jes. 8, 1. Jerem. 17, 1. und auch bey den Griechen und Römern vor **).

Davon, und von dieser durchgängigen Gewohnheit, sind auch bey allen diesen Völkern die Ausdrücke und Redensarten von ihrer Schreibekunst entstanden, und diese haben noch bey allen Europäern statt; denn ihre Sprachen bewähren es. Das hebr. und arab. catab, das griechische graphein, das lateinische scribere, und noch deutlicher die Ausdrücke: exarare, effodere, sulcare, ackern, ausgraben, Furchen ziehen, das teutsche schreiben, das französische ecrire, u. s. w. sind Beweise davon. Alle diese Wörter heißen ursprünglich und nach ihrer Wurzel eingraben, und doch werden sie von schreiben gebraucht. 5 Mos. 29, 20. Jerem. 17, 1. 32, 10. Si Homere a ecrit ses Poemes? Unsere teutsche Sprache

*) S. Krebsii decreta Rom. et Athen.

**) S. Hugon. de prima scrib. orig. c. 9. ex edit. Trotz.

che ist gewiß sehr wortreich, so wie die griechische, denn beyde haben einen Ursprung, gleichwohl haben beyde kein eigenthümliches Wort, das schreiben heißt; denn was wir schreiben nennen, heißt eigentlich eingraben. Schreiben kommt von scribere, dieses entweder von dem hebr. carab, eingraben, griechisch χαραττειν, oder von dem gr. Skarifos, einem Griffel, damit man einen Schnitt, einen Graben, eine Furche macht, und in diesem Verstande ist das Wort inscribere, einschneiden, beym Virgil am oben angeführten Orte zu nehmen, wovon Burmann in seiner Ausgabe, und Herr Prof. Heyne in der seinigen nachzusehen sind. Sollten denn nun alle diese Völker nicht haben schreiben können, und nichts geschrieben haben, und wir auch nicht, weil jene und wir kein eigentliches Wort haben, das schreiben heißt. Solche Wortklaubereyen sind ekelhaft, und nur eines solchen Gelehrten würdig, der blos auf die Hülle und Schale, und nicht auf den Kern sieht. Ein solcher muß gar nicht wissen, daß die mehresten Benennungen der Dinge in allen ausgebildeten Sprachen, sowohl in Ansehung der Geistesfähigkeiten und Würkungen, als der körperlichen Handlungen, von körperlichen Dingen und Beschaffenheiten entlehnet, und wegen ihrer Aehnlichkeit übertragen sind. Eustath hat zur Iliade 3. vs. 336. ein ganzes Verzeichniß von solchen Wörtern aus dem Homer und andern alten Auctoren geliefert; deren na-

türliche und wesentliche Beschaffenheit von den unsrigen ganz verschieden ist, und doch einerley Benennung führen, z. B. κυνέη die Sturmhaube, der Helm, vor Alters aus Seehundsfell, jezt aus Eisen oder Erz. Der Endzweck von beyden ist die Kopfdecke. Unser Lumpen-Papier ist von dem Schilfpapier wesentlich unterschieden, und doch führt beydes einerley, und zwar einen egyptischen Nahmen. So auch das Wort graphein, das Eustath weitläuftiger erkläret hat *). Durch Bibel verstehen wir die Sammlung und den Inbegriff der göttlichen Schriften von der geoffenbarten Religion, und doch ist das Wort griechisch, und heißt die egyptische Papierpflanze, weil die Bücher der Alten daraus gemacht wurden, und Bibel im vorzüglichen Verstande das Buch ist. In allen Sprachen hat unser denkende Geist, unsere vernünftige Seele, den Nahmen vom Winde, sollte sie deshalb nicht eine unkörperliche für sich bestehende Substanz, sondern alles in uns lauter Wind seyn?

*) Zum Vers 319. nennt er das γράφειν ein Wort von uraltem Gebrauch, τὸ γράφειν δὲ παλαιᾶς ἐνεργείας ὄνομα: ξυσμοῖς γάρ τισιν ἐτυποῦντο στοιχεῖα, τὸ δὲ ξύειν γράφειν ἐλέγετο, d. i. vox γράφειν est antiquae actionis nomen: literae enim scalpris quibusdam exprimebantur, scalpere autem dicebatur γράφειν. Buchstaben einschneiden, Buchstaben ein- oder abdrucken, heißt also schreiben.

seyn? Und so könnte ich noch tausend solche Wörter hersetzen, wenn es nöthig wäre.

Dieser uralte Schreibegebrauch des Eingrabens hat bis sich auf unsere Zeiten erhalten, wo eine Schrift in Kupfer stechen, oder eingraben, so viel ist als schreiben. Damit will ich aber gar nicht läugnen, daß nicht verschiedene Völker neben dieser Art auch noch andere gehabt hätten. Nach dem die Materie war, die man zum Schreiben wählte, mußte man auch dazu schickliche Werkzeuge nehmen. Leinwand, Thierhäute, Schilf- und Lumpen-Papier vertragen keinen Griffel. Auch diese drey ersten Schreibestoffe gehen in die Zeiten des höchsten Alterthums hinauf, und verliehren sich in die Nacht der Jahrhunderte. Es ist sehr glaublich, daß Moses seine Bücher auf Leinwand oder Schilf-Papier geschrieben habe, weil das Einbalsamiren der Todten, sie mit Leinwand zu umwickeln, und diese mit verschiedenen Charakteren zu bemahlen, zu seiner Zeit bey den Egyptern völlig eingeführet war. Aus diesem Grunde, und aus den Mumien-Bandagen, hält selbst Hr. Prof. Eichhorn die Leinewand für eines der ältesten Schreibematerialien *), und dieser Gebrauch soll nach dem Plinius B. 13, 11. über die Zerstöhrung von Troja hinaus gehen. Hierbey macht Herr Eichhorn folgende Anmerkung:

*) Einleit. in das A. T. 1 Th. c. 2. §. 63. S. 135.

„Ein Recensent in der allgemeinen teutschen Bibliothek Th. 46. S. 347. sagt bey der Anzeige obiger Stelle: Recensent glaubt davon allerdings Spuren im Homer aus der dritten Generation vor dem trojanischen Kriege gefunden zu haben. Schade, fährt Hr. Eichhorn fort, daß der Mann, der dieses schrieb, nicht mehr lebt, und meinen Lesern seine Bemerkung hierüber nicht mehr durch mich mittheilen kann.“

Die Spuren von der Schreibekunst im Homer aus der dritten Generation vor dem trojanischen Kriege, sind ganz deutlich Iliade 6. vs 168. 169. zu finden, und daß dieses in der dritten Generation vor Trojens Zerstörung geschehen, bemerkt Homer selbst vs 152 — 155. wo Bellerophon aus der dritten Generation ist. Von der Leinwand sagt aber Homer hier nichts, auch Plinius am angeführten Orte nichts, sondern ersterer spricht von Täfelchen, die Plinius Codicillen nennt, und über Trojens Zeit setzt, und ich muß gestehen, daß ich bey aller meiner Aufmerksamkeit nichts von dem Gebrauch der Leinewand zum Schreiben im Homer habe finden können, wohl aber zu verschiedenen andern Dingen. Inzwischen ist der Ausdruck mahlen für schreiben, allerdings sehr alt, weil man auf Leinewand, Pergament und Schilfpapier nur mit einer flüssigen Materie, Linien, Buchstaben, Figuren, und was

was man für Zeichen machen wollte, darstellen kann, und so ist es auch mit unserm heutigen Schreiben auf unser Lumpenpapier, wo die Feder der Pinsel, die Tinte die Farbe, das Papier die Leinwand, und das Schreiben ein Mahlen ist. Den Nahmen hat es von eingraben, und die Handlung von mahlen. Wer das nicht zu unterscheiden weiß, wird sich immer verwirren, und Schwierigkeiten finden, wo keine sind. Docti male pingunt.

§. 5.

Hier redet nun Herr Merian von dem Briefe des Bellerophon. Er bemerkt, daß wenn dieser, ein rechter mit Buchstaben geschriebener Brief gewesen wäre, so würde folgen, daß zwey Generationen vor der Belagerung von Troja man schon Briefe geschrieben hätte. Es wäre aber sonderbar, daß zwey Generationen nachher, eine so nützliche Erfindung wieder verschwunden seyn sollte, da sie doch in den damaligen Conjuncturen so nöthig war. Rousseau hält diese Stelle von dem Briefe des Bellerophon für untergeschoben, Herr Merian aber für unmöglich. Er meynt, daß die Sänger der Rhapsodien, ihre eigene Verse für Homerische verkauft hätten, und durch den Preiß des Pisistratus dazu wären angelockt worden.

Er frägt, aus welchem Grunde man das allgemeine Wort Zeichen, wider die Hermenevtik für die Buchstabenschrift habe nehmen können? da es weder im Homer noch Hesiod in dieser Bedeutung vorkomme, und schreiben nichts anders sey, als graver. Signes funestes sind keine lettres scellées. Es konnten verabredete Zeichen seyn, zwischen Proetus und Jobates, zwischen Schwiegersohn, und Schwiegervater. Jobates forderte vom Bellerophon keinen Brief des Proetus, sondern ein Zeichen, wodurch er wissen konnte, daß er von ihm gesandt sey. Dieses gründete sich auf alte Gewohnheiten. Zwischen Verwandten, Bundesgenossen, und Freunden, hatte man tesseras hospitales. Der König in Lycien empfing diese Zeichen vom Bellerophon. Es wird nicht gesagt, daß er einen Brief entsiegelte und ihn las. Das Wort lesen steht so wenig im Homer, als schreiben. Er empfing das Zeichen, und sagte mit einem Blick, daß es ein böses Zeichen sey, das ihm auflegte, den Bellerophon zu tödten. Nun frägt Herr Merian, worin bestand denn dieses Zeichen? und er antwortet: ich weiß es nicht, und es ist auch nichts daran gelegen. Sie konnten in tausend Dingen bestehen, über deren Bedeutung man übereingekommen war, und es ist gnug, daß der König in Lycien sie verstand. Herr Merian will indessen nicht läugnen, daß es nicht in Holz eingegrabene grobe Zeichen gewesen seyn können, um ihm bemerklich zu machen,

chen,

chen, den Bellerophon auf verschiedene Art umzubringen, und diese Auslegung komme mit dem Homer sehr gut überein.

Herr Merian geht nun auf die fernere Erklärung des Worts Zeichen fort, das im Homer oft vorkommt. Es ist ein allgemeiner Ausdruck, der sich auf allerhand Sachen anwenden läßt, die Umstände und die Beschaffenheit der Sachen müssen jedesmal seine specifique Bedeutung entscheiden. Im 2 B. der Iliade vs. 308. bedeutet es die Dauer der Belagerung Trojens, vs. 353. desselben Buchs bedeutet es glückliche Zeichen. Auch die Grabhügel hatten keine Aufschriften, sondern die darunter liegenden wurden durch Zeichen kenntlich gemacht. Wir haben das Zeichen der Myrinne, des Ilus, Patroklus. Auf den Grabhügel des Elpenor pflanzte man einen Zweig, Odyss. 11, 75. Penelope fordert geheime Zeichen von Ulysses zu seiner Erkennung. Odyss. 23, 73, 188.

Uebrigens kann das Wort Zeichen gar wohl von Buchstaben verstanden werden, weil sie Zeichen der Gedanken und Worte sind, nur darf man diese Bedeutung nicht in die Zeiten Trojens setzen, weil Homer und Hesiod nichts davon wissen. Die nachfolgenden Schriftsteller brauchen auch selten das Wort für Buchstaben, sie sagen vielmehr Grammata, Stoicheia.

Anm.

Anm. In diesem Absatze ist die große Vestung aufgebaut, die den Feinden der homerischen und trojanischen Schreibekunst ein Dorn im Auge ist, und ich muß gestehen, Herr Merian bestürmt sie gut, gleichwohl thun seine Waffen keine Wirkung. Es ist weit hergeholet, wenn man diese Stelle im Homer für untergeschoben halten will. Euripides spielt schon darauf an, wie ich oben gezeigt habe, und also muß sie so, wie sie lautet, stehen bleiben, sonst wäre die ganze Geschichte fehlerhaft und abgeschmackt. Die Hauptsache in diesem §. habe ich schon oben bey der Woodschen Behauptung ausführlich abgehandelt, und ihre Wahrheit befestiget. Hier will ich nur weniges beybringen. Der Brief des Bellerophon war ein rechter, mit Buchstaben geschriebener Brief, und die Folge ist ganz richtig, daß man zwey Generationen vor der Belagerung von Troja Briefe geschrieben habe. Wenn Plinius B. 33, 1. von der Correspondenz im Homer spricht: codicilli missitati epistolarum gratia; so sind diese Worte eine treue Uebersetzung des griechischen im Homer von dem Briefe des Bellerophon, und sein gebrauchtes Wort missitare hat den öftern Gebrauch derselben zum Grunde. Dieser Briefwechsel ist zwey Generationen nachher nicht verschwunden, sondern man hat ihn während der Belagerung fortgesetzt. Der Brief des Sarpedons, und jener jungen Phrygerin in Moneja sind bekannt. Sollen denn alle diese Nachrichten Lügen und nur zur Lust erson-

ersonnen seyn? Man zeige doch ihre Falschheit und innere Unmöglichkeit aus tüchtigen Gründen! An den Ausdruck epistolae chartam braucht man sich gar nicht zu stoßen, wie einige thun, da sie anführen, der Gebrauch des Papiers sey so alt nicht. Des egyptischen, warum nicht? Das Wort Charta ist von allgemeiner Bedeutung. Es heißt jede Materie, worin man Buchstaben eindrucken, einschneiden, worauf man malen und schreiben kann; daher kommt charta lignea, plumbea, papyracea, lintea, u. s. w. S. Harduins Plin. B. 13, 11.

Was die Zeichen betrifft, so sind signes funestes freylich keine versiegelten Briefe, wenn diese Worte aus dem Zusammenhange der Sache gerissen, und so einzeln hingestellt werden, wie hier. Ein kleiner eiserner Ring, wenn er auf der Straße liegt, hat auch nichts Anziehendes an sich, man tritt ihn wohl gar mit Füßen, steckte er aber auf dem Finger eines alten Römers, so war er ein Ehrenzeichen, und das Merkmahl oder Zeichen eines Ritters.

Die tesserae hospitales gehören wirklich nicht hieher, wie man aus dem Thomasinus S. 105 der holl. Ausgabe ersehen kann. Sie waren nur unter bürgerlichen Personen eingeführt, und betrafen das Recht der Gastfreyheit, und mußten deswegen ein gewisses Zeichen oder Merkmahl der Freund- und Anverwandt-

schaft

schaft zwischen dem Wirth und Gast an sich haben, damit jener nicht von so viel fremden Gästen überlaufen würde. Dies paßt auf den Bellerophon, einen königlichen Prinzen, gar nicht. Er ward von einem Könige an den andern abgeschickt, und bekleidete die Würde eines Gesandten, und bey diesen Personen, und bey Königen beobachtete man alle die Ceremonien, die Homer von dem Bellerophon bey seiner Ankunft an den Hof des Königs in Lycien, Jobates, anführet. Thomas. S. 80. Ganz falsch ist es daher, wenn Herr Merian schreibt, daß Jobates von dem Bellerophon keinen Brief des Prötus, sondern ein Zeichen gefordert habe, wodurch er wissen konnte, daß er von ihm gesandt sey. Wenn nun Bellerophon das Zeichen seiner Beglaubigung oder Creditivs von sich gab, was geschah dann weiter mit ihm, was hatte er ferner für Aufträge? Jedoch sobald Jobates das Zeichen empfing, sahe er mit einem Blick, daß es ein böses Zeichen sey, und den Tod des Bellerophon andeute. Also kein Beglaubigungszeichen mehr, sondern ein Todeszeichen. Und konnte denn Jobates aus diesem Todeszeichen auch nun sehen, daß er vom Prötus gesandt sey? Und sollte denn Bellerophon die Bedeutung dieser in Holz eingegrabenen groben Zeichen, ihn auf verschiedene Art umzubringen, nicht auch gewußt, und sich deshalb entfernt haben, wie er des Todes wegen aus Corinth entfloh, oder waren sie versiegelt? Herr Merian nimmt hier so viel Zeichen an, daß er

selbst

selbst verlegen ist, was er mit allen machen soll. Offenbar verwechselt er die σήματα λυγρὰ mit den tesseris hospitalibus, und dieses sind in der That Zeichen keiner guten Hermeneutik.

Wenn Herr Merian meynt, daß nicht gesagt werde, daß der König in Lycien einen Brief entsiegelte und ihn las, und das Wort lesen so wenig im Homer stehe, als schreiben, sondern nur sah, daß es ein böses Zeichen sey; so weiß ich nicht, was ich von dieser Aeußerung denken soll. Was hat das Wort sehen nicht für Bedeutungen in allen Sprachen? Es heißt nicht nur sehen, was vor Augen liegt, sondern, weil der Sinn des Sehens der vornehmste ist, so wird es auch auf die innere Würkung der Seele übertragen, und von betrachten, überlegen, überdenken, empfinden, begreifen, mithin auch von lesen gebraucht und verstanden. Wenn Herr Merian zur Bestätigung seiner Meynung, oder eines ausgeführten Satzes, auf einen andern Schriftsteller verweist, so braucht er ja selbst, wie es auch recht ist, das französische Wort: Voyez. Soll man nun diesen Schriftsteller blos ansehen, als ein Bild, oder die Buchstaben seines Buchs, als bloße Figuren oder Zeichen, und weiter nicht, oder soll man die darin in Bezug genommenen Stellen lesen, überdenken, betrachten, und daraus auf die Richtigkeit seines Satzes schließen? Und so ist es auch mit dem lateinischen

schen videre, dem griechischen ἰδέσθαι, dem hebr. und arab. raah, u. s. w. Σῆμα ἰδέσθαι heißt also so gut einen Brief lesen, als σήματα γράφειν, einen Brief schreiben. Daß das Wort σῆμα in der einfachen Zahl stehet, thut nichts zur Sache; denn auch γράμμα μικρὸν heißt bey dem Julian, der den Homer so fleißig las, ein kleiner Brief, und er braucht dies Wort bald in der einfachen, bald in der mehrern Zahl, immer für einen Brief, wie aus seinen Briefen 28. und 40. und besonders aus dem 8. zu ersehen ist, in welchem sogar die nämliche Redensart: εἶδόν σε τοῖς γράμμασι, einen Brief lesen, vorkommt, wobey man den Absender desselben in dem Abdruck seines Verlangens vor sich hat *).

Lesen, soll im Homer nicht vorkommen. Im griechischen heißt es: ἀναγινώσκειν. Dies Wort braucht aber Homer sehr oft, als Odyss. T. Vs. 349. Ψ. Vs. 206. und Ω. Vs. 345. u. a. O. m. Wenn nun dasselbe nichts

*) Man lese noch zum Ueberfluß die schönen Verse des Euripides in seinen Fragmenten aus der Tragödie Menalippe, von den Vergehungen der Menschen, die gleichsam geflügelt zum Himmel eilen, und die Jupiter von jemanden auf Tafeln schreiben läßt, sie einsieht oder liest, und die Menschen darnach richtet ꝛc. Hierin kommen alle bisher erläuterten Worte vor, als: ἐν Διὸς δέλτου πτυχαῖς γράφειν Ζῆνα δ' εἰσορῶντα θνητοῖς δικάζειν. Aber alle Himmel, fährt Euripides fort, werden dazu nicht hinreichen, die Sünden der Menschen zu fassen. Vergl. 2 B. Mos. 32, 32. Jer. 17, 1.

nichts anders bedeutet, als die gemalten oder geschriebenen Zeichen unserer Gedanken wieder erkennen, und dieses Wiedererkennen ohne nochmaliges übersehen nicht geschehen kann; so ist der Grund von beyden leicht einzusehen, und sehen, übersehen, wiedererkennen und lesen einerley. Selbst das Wort lesen heißt im Teutschen so viel, als zusammenlesen, sammlen, weil man die Buchstaben, Sylben und Worte einer Schrift gleichsam aufleset und sammlet, um den Gedanken daraus zu ziehen, und die Sache selbst zu fassen, und diese ganz richtige Erklärung bestätigen auch obige drey Stellen des Homer, obschon nach verschiedenen Umständen, Beschaffenheiten und Verhältnissen. Denn die ausgeschmückte Rüstung und Kleidung, die gepflanzten Bäume, und das angefertigte Bette sind nur Anzeigen ihres Urhebers und Meisters, und keine Zeichen, wohl aber die Narbe am Auge. Der geschriebene Brief des Prötus bleibt also feste stehen. Denn er schrieb 1) schwere Zeichen, und viele andere, das Gemüth kränkende Dinge mehr. Kann man wohl diese vielen kränkenden Dinge durch Zeichen oder Symbolen vorstellen? 2) schrieb er sie auf ein Täfelchen, und dies war die alleralteste Briefform im Morgenlande. 3) schickte er sie an den König in Lycien, durch den Bellerophon, ohne an die tesseras hospitales für ihn zu denken, die ohnehin unnöthig waren, weil er nicht in seiner eigenen Sache reiste, mit dem Jobates

nicht verwandt war, sondern Prötus und Jobates Blutsverwandte waren.

Eine weit größere Bedenklichkeit hat Dodwell geäußert *). Er versteht die Stelle im Plinius B. 13, 13. von einem rechten Brief, wie es auch wirklich ist, nur meynet er, daß er erdichtet sey, weil des Papiers dabey gedacht wird, und aus diesem Grunde hält er auch auf das Zeugniß des Homer vom Bellerophontischen Briefe nichts, es sey denn, daß er diesen Gebrauch von seinen Zeiten hergenommen, (also zu Homers Zeit schrieb man Briefe,) und ihn auf die Trojanischen übergetragen habe. Dies nennt Vellejus ex persona Poetae reden **). Allein wie der Ausdruck: epistolae chartam zu verstehen sey, habe ich vorhin angemerkt, deshalb ist die Sache selbst nicht verwerflich. Hat Homer den Gebrauch des Briefschreibens von seiner Zeit entlehnet, und ihn in die Zeiten Trojens fälschlich gesezt, so ist er kein treuer Sittenmaler der Trojanischen Zeit, wofür ihn doch das ganze Alterthum erkannt hat, vielmehr hat er damit angezeigt, daß man zu Trojens Zeit allerdings geschrieben habe. Der Bellerophontische Brief gehört wesentlich zu seiner Geschichte, man lasse auch die ganze Sache Fabel seyn.

Um wieder auf den Herrn Merian zu kommen, so ist seine Bemerkung, daß das Wort Zeichen ein allgemei-

*) In praef. ad diss. de Phalar. **) Vellej. hist. l. 1. c. 3.

allgemeiner Ausdruck sey, und auf viele Dinge angewandt werden könne, deren specifique Bedeutung der Zusammenhang jedesmal bestimmen müsse, sehr richtig, und Eustath hat sie auch schon gemacht. Zu den angeführten Beyspielen können noch mehrere aus dem Homer zugesezt werden. Aber kein einziges paßt auf unsere vorhabende Stelle. Nirgends wird beim Homer σήματα mit γράφειν und zwar ἐν πίνακι πτυκτῷ, weiter verbunden, als an diesem Orte, zum klaren Beweise, daß dessen specifique Bedeutung hier einen Brief schreiben heißt. Stephan hat in seinem griechischen Wörterbuche noch mehr Beweise beygebracht, darunter literae etiam dicuntur σήματα, notae, vt Virgilius: mandare notas et nomina foliis. Horat. publicis notis incisa marmora. Ovid. ad fratrem scriptas exarat illa notas. Exarare notas ist eine wörtliche Uebersetzung von σήματα γράφειν.

Endlich, sagt Herr Merian, könne man auch das Wort Zeichen von Buchstaben verstehen, nur müsse man diese Bedeutung nicht in Trojens Zeiten setzen, weil Homer nichts davon wisse, und gleichwohl hat dies Homer gethan, und warum hat er es gethan? weil 1) das Wort Zeichen, wie Eustath zu Il. 6. S. 633 der röm. Ausgabe, sagt, weit philosophischer und poetischer klingt, und einen größern Nachdruck hat, als γράμματα, 2) weil in der alten Welt und vor

und zu Trojens Zeiten, im ganzen Morgenlande, die Buchstaben Zeichen hießen, hebr. Othioth *). 3) Weil Homer, so wie die Sitten, also auch die Namen der Dinge der damaligen Zeit beybehalten mußte, daher Vellejus die Uebertretung dieser Regel, mit Recht an den Tragikern tadelt, und 4) weil das Wort γράμματα zu Homeri Zeit entweder in der griechischen Sprache noch nicht vorhanden, oder den epischen Dichtern nicht anständig war. Das erstere glaubt Eustath an oben angeführtem Orte, und das andere glaube ich, weil das Wort γράμμα bey den elegischen Dichtern, nahe an Homer schon vorkommt. S. Brunks Analect.

Was die Aufschriften auf den Gräbern der Myrinne, des Ilus, Patroklus und Elpenor betrifft, die Herr Merian noch zu Einwürfen gegen die damalige Schreibekunst macht; so hat doch Feith **) viele Gegenbeweise aus dem Homer selbst beygebracht. Plutarch meldet im Leben des Lykurg, daß dieser scharf verbot, Grabschriften, oder nur den Namen des Verstorbenen auf das Grabmal zu setzen, es sey denn, daß der Verstorbene im Kriege für das Vaterland, geblieben wäre, oder ein Frauenzimmer sich in ihrem ganzen Leben dem Dienste der Religion gewidmet hätte. Homer hat nach seiner Gewohnheit den Namen

*) Critic. S. Tom. 2. über 3 Mos. 19, 28.

**) In antiquit. Homer. l. 1. c. 15. §. 1. 2. 4.

Namen einer solchen Grabschrift nicht, aber die Sache selbst hat er. Er läßt sie den Hector hersagen, Il. 7, Vs. 89. 90. Dieser fodert einen tapfern Griechen zum Zweykampfe auf, um dem leidigen Kriege ein Ende zu machen, und im Fall der Grieche darin bleiben würde, so würde doch ein Vorübergehender von seiner Grabstätte sagen;

Hic situs est vitae jampridem lumina linquens,
Qui quondam Hectoreo perculsus concidit ense,

nach der vortreflichen Uebersetzung des Cicero bey dem Gellius B. 15. c. 6. Wie konnte nun Hector auf eine solche Grabschrift, die den Nachkommenden, die sie etwa lesen möchten, seinen Ruhm verkündigen sollte, und Lykurg auf das Verbot derselben in seiner Republik fallen, wenn sie nicht zu beyder Zeiten gewöhnlich waren? S. Potters Archäolog. der Griechen 2. Th. S. 435 f. Man wende nicht ein, daß Hector und Homer nur von einem Wanderer sprechen, der vorüber fahren, und so reden würde, wie eine Grabschrift lautete. Konnte denn der Wanderer es dem Grabe ansehen, daß darunter der und der, in einem Zweykampfe mit dem Hector gebliebene Grieche liege? Jeder Wanderer sieht erst die Grabschrift an, und liest sie, und dann spricht er von dem Verstorbenen;

Hier liegt der tapfere Grieche, dem einst der noch tapfrere Hector das Lebenslicht durch sein Schwerd nahm.

Virgil ist auch voll davon. Denn Aen. B. 6. Vs. 505. spricht er von dem Grabe des Rhötus:

Nomen et arma locum servant. —

verglichen mit Vs. 233. und B. 7. Vs. 3. 4. Die Homerischen Gräber bestehen aus drey Theilen; aus dem Grabe selbst, τύμβος oder τάφος, aus der Säule, ϛήλη, die darüber stand, und woran der Name des Verstorbenen geschrieben war, und aus dem Zeichen seiner im Leben getriebenen Handthierung, σῆμα, das mit an der Säule hing, doch wird dies letztere griechische Wort oft für den ganzen Inbegriff des Grabes, für den Erdhaufen über dem Grabe, und für die Säule, mit genommen, weil es das allgemeine Wort ist, und die beyden erstern mit in sich schließt, daher auch das teutsche Wort: Grabmaal, von Maal oder Zeichen, mit demselben gleichbedeutend ist. Daß jezt nicht das mindeste mehr von diesen Monumenten zu sehen ist, ist sehr glaublich, wenn man die Länge der Zeit, die verschiedenen Bewohner des Landes, und seine Nachbarn bedenkt.

§. 6.

Die Beweise, daß Homer nicht geschrieben hat, muß man aus seinen Schriften selbst sammlen. Die Assyrer und Babylonier waren den Griechen und dem Homer gleich unbekannt, die Juden hatten auch keinen Umgang mit den Griechen, und von allen konnten sie die Schreibekunst nicht lernen.

Anm. Verneinende Beweise stehen gar nicht im Homer, wohl aber bejahende. Was sollen die Assyrer und Babylonier hier, wenn Herr Merian nicht dabey voraussezt, daß diese Völker geschrieben haben, und haben diese in Mittel-Asien geschrieben, warum nicht die in Klein-Asien. Daß die Juden mit den Griechen in Asien Umgang gehabt haben, läßt sich aus ihrer assyrischen und babylonischen Gefangenschaft sehr stark vermuthen; denn sie zerstreueten sich bis an den Hellespont hin, und die vielen griechischen Worte im Daniel und einigen andern Propheten beweisen es auch.

§. 7.

Die Griechen versichern, ihre Buchstaben von den Phönziern erhalten zu haben, und hierin kann man ihnen glauben, obschon der Ort und die Zeit nicht bekannt sind; daher ist es wahrscheinlich, daß solches nicht auf einmal, und an einem Orte geschehen ist. Nach Wood hat man erst im 554. Jahre vor Christo angefangen, Prosa zu schreiben, vorher war alles Vers und wurde gesungen. Die Phönizier, so wie die Griechen, beschifften das Meer wie die Barbaren und Corsaren. Man spricht viel von ihren Etablissements, aber von Griechenland wird man dergleichen nicht beweisen können. Sie schifften an den Küsten von Jonien hin, um zu rauben, aber nicht ihre Buchstaben gegen andere Waaren umzusetzen. Sie gaben weder Lehrer

ab, noch wurden die Eingebohrnen ihre Schüler. Man siehet dieses noch heutiges Tages. Engelländer, Franzosen und Holländer reisen nach Otaheiti, aber keiner pflanzt daselbst seine Sprache. Was haben die Seereisenden für Licht und Kenntniß auf Neuholland und Seeland hingebracht? Nichts! Eben so ging es bey den Alten. Dergleichen Leute, die sich anderswo niederlassen, sind gemeiniglich die Hefen des Volks. Ist es möglich, daß solche Canaille sich mit dem Unterricht anderer Völker abgeben werde? Verstanden sie griechisch, auch selbst phönizisch? Ihre Sprache und Schreibekunst waren in den Händen der Priester und Vornehmen, alle übrigen verstanden sie nicht.

Der Pöbel in Phönizien konnte nicht schreiben, und wenn gleich das Land blühende Städte an Künsten und Wissenschaften hatte, so gab es doch auch viele, die im Lesen und Schreiben ganz unerfahren waren. Im sechsten Jahrhundert konnte Theodorich, der Gothen König in Italien, und Justin und Justinian, beyde griechische Kaiser, weder lesen noch schreiben, und doch blüheten die Wissenschaften in Constantinopel. Mahomed konnte nicht lesen, nicht schreiben, und Carl der Große erst sehr spät.

Seite 535 hält er die Geschichte des Cadmus, eines Sohns des Kochs beim König Agenor für Fabel. Er glaubt, es habe mehr Cadmus gegeben, einen von

Milet,

Milet, einen Zeitgenossen des Pherecydes, der zuerst die Geschichte in Prosa geschrieben hat. Die Verschiedenheit der Erzählung macht schon alles verdächtig. Auch in der Zahl der Buchstaben ist man nicht einig.

Seite 537 hält er die Griechen für solche Barbaren, die näher an das Vieh, als an die Menschen grenzen, und solche Menschen sollten eine Buchstabenschrift gehabt, und schreiben und lesen gekonnt haben?

Anm. Calumniare audacter, semper aliquid haeret. Herr Merian eifert mit Unrecht, und verfehlt dadurch das Ziel der Wahrheit. Ganz Griechenland nährte den Glauben, daß es seine Buchstaben von den Phöniziern empfangen habe. Herodot, der Vater der Geschichte, hat dies hinlänglich gezeiget, und wenn gleich Diodor von Sicilien den Griechen eine Buchstabenschrift, die er die Pelasgische nennt, vor dem Cadmus beylegt, so zweifelt doch Herodot schon selbst daran, daß die Griechen vor dem Empfange der phönizischen Buchstaben, andere gehabt haben. Da Cadmus mit seiner Colonie zuerst in Theben in Böotien anlangte, so nennt selbst Homer die Einwohner von Theben Cadmeer Il. E. Vs. 804. 807. zum deutlichen Beweise, daß er die Geschichte dieser Colonie für wahr anerkannt habe. Selbst die Namen der griechischen Buchstaben beweisen ihre Abkunft aus dem Morgenlande, als Aleph, Alpha, Beth, Beta, u. s. w. Wer

wird denn aus der Verschiedenheit der Erzählung nach zufälligen und unbedeutenden Umständen sogleich den Schluß machen, daß die ganze Sache falsch, oder verdächtig sey? Sollte dieser Schluß gelten, so wäre nichts in der Welt wahr. Denn welche Begebenheit wird nicht verschiedentlich erzählt? Goguet sagt, daß die Französischen Buchstaben von den Samaritanischen, d. i. phönizischen herkommen; denn die Franzosen haben ihre Buchstaben von den Lateinern, diese von den Griechen, die sie wieder von den Phöniziern erhalten haben *). Die Sache ist so unstreitig und bekannt, auch hat sie Bochart so gründlich bewiesen, daß es eine auffallende Unwissenheit verrathen würde, wenn man daran zweifeln wollte **). Anstatt solche alte bewährte Thatsachen weislich anzuwenden, und zu benutzen, bringt man lieber grundlose Zweifel und Einwürfe vor, um was neues sagen zu können.

Es ist wider alle Geschichte der Colonien bey den Phöniziern, Griechen, Römern und unserer Zeit, dergleichen Leute, die sich anderswo niederlassen und anbauen, für die Hefen und Grundsuppe des Volks zu halten. Man erstaunt, wenn man so etwas liest, und wird unwillig auf den Verfasser, wenn er so wider die Geschichte schreibt. Carthago, das eine Tochter von

*) Ursprung der Gesch. Künste und Wissensch. 1. Th. 2. B. c. 6.

**) In seinem Canaan, 1. B. c. 19. 20.

von Tyrus war, und von der Dido, der Schwester des Tyrischen Königs Pygmalion erbauet, und mit Tyrischen Colonisten unter ihrer Anführung besezt wurde, kann ihn ja schon eines bessern belehren. Was hat dieser Staat nicht für große Männer hervorgebracht, und für Thaten gethan? Die jonische Colonie ging aus Athen unter Anführung eines Königs Sohn, des Neleus, und ließ sich in Klein-Asien an der Küste des ägäischen Meeres nieder. Diese Jonier sind die Stammväter der griechischen Gelehrsamkeit. Und was sind nicht die ausgewanderten Engelländer für große und angesehene Leute, erfahren in allen Künsten und Wissenschaften, die jezt die vereinigten Nordamerikanischen Staaten ausmachen? Des Herrn Verfassers eigene Colonie muß ihn ja schaamroth machen. Man lese doch lieber die vortrefliche Abhandlung des Herrn Prof. Heyne de coloniis, in s. opusc. acad. Tom. 1. p. 290, und besonders die p. 298 aus dem Seneca angeführte Stelle. Die phönizischen Kaufleute wurden wegen ihres Reichthums und Ansehens für Fürsten gehalten, Jes. 23, 8. Ezech. c. 27. und ihre Factoren und Agenten gaben sie auch an den Orten, wohin sie kamen, dafür aus, und ein Kaufmann und dessen Factoren sollten nicht schreiben können, da es wohl gar ein Kaufmann gewesen seyn kann, der die Buchstabenschrift zuerst erfunden hat, deren Zeichen zu seiner Handlung ihm schlechterdings unentbehrlich sind. Wenn aus

Neu-

Neuholland und Seeland und Otaheiti so was zu holen wäre, wie aus Ost- und Westindien, und aus vielen Inseln des Oceans, so würde die Bepflanzung derselben mit Colonisten bald geschehen, der großen Entfernung ungeachtet. Der Handel ist immer der erste und rechte Weg, wodurch Nationen zusammen kommen, und sich einander ihre Kenntnisse mittheilen. Der zweyte die Colonien, die sich anderswo niederlassen, aus Ursachen, die Seneca am angeführten Orte recht anschauend dargestellt hat, und die noch izt die nämlichen sind.

Was damit bewiesen werden soll, der phönizische Pöbel konnte nicht schreiben, obschon das Land blühende Städte an Künsten und Wissenschaften hatte; die Kaiser Justin und Justinian konnten nicht lesen noch schreiben, ob schon Constantinopel voller Gelehrsamkeit war, sehe ich nicht ein. Ist es denn heutiges Tages viel anders? Bey der großen Ausbreitung der Schreibekunst jetziger Zeit, wo nur zu viel geschrieben wird, siehet man doch fast alle Tage, daß der eigentliche Pöbel nicht schreiben kann, und manche Fürsten können kaum ihren Nahmen in unlesbaren Zügen darstellen, und doch schreibt der ungleich größere Theil der Unterthanen. Soll aber aus diesen einzeln Beyspielen geschlossen werden, so wie es fast scheint, daß Homer auch nicht habe schreiben können, so möchte ich wohl ausrufen: quae, qualis, quanta!

Das Jahr 554 vor Christo ist das Normal-Jahr, wo zuerst in Prosa geschrieben worden, entweder von dem Cadmus von Milet, oder dem Pherecydes. Wer spricht aber von den prosaischen Schriftstellern? Man spricht von dem Schreibegebrauch überhaupt, es sey in gebundener oder ungebundener Rede. — Vorher war alles Vers und wurde gesungen. Nun doch! Wenn alle Gedichte vor dieser Epoche nur aus dem Kopfe gemacht, und gesungen wurden, vom Homer, Hesiodus, Archilochus, Tyrtaeus, Alcman, Alcaeus, Stesichorus, Simonides, Pindar, u. s. w. so folget, daß alle diese Dichter die Gedichte ihrer Zeitgenossen, und aller vorhergehenden, darauf sie vielfältig anspielen, oder ganze Stellen aus ihnen entlehnen, im Kopfe gehabt haben müssen, so müssen die Köpfe der Alten weit größer gewesen seyn, als die unsrigen? Credat Iudaeus Apella, non ego. Ich weiß wohl, daß das Gedächtniß des einen Menschen stärker ist, als des andern, aber welches menschliche Gedächtniß trügt nicht, ist vergeßlich, wird schwach und hinfällig, theils durch die Zeit, theils durch die Menge der Sachen, die es behalten soll, theils durch Zerstreuung. Elende Niederlage der Schätze von Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften zur Aufbewahrung für die künftige Welt! *) Das Beyspiel von Wilden, die ein starkes Gedächtniß haben sollen,

*) S. H. Harles Fabric. bibl. Gr. Vol. I. l. 2. c. 2. §. 10. wo diese Sache sehr schön erläutert ist.

len, darauf man sich auch beruft, gehört gar nicht hieher. Man muß den Menschen nehmen, wie er in Gesellschaft mit andern lebt, und Bürger eines Staats ist, und das sind die Dichter, weil sie die Begebenheiten eines Staats besingen und beschreiben, und es ist grundfalsch, daß die trojanischen Griechen so wohl, als die nachfolgenden in dem Zeitraume von der Eroberung Trojens bis zum Homer, solche Barbaren gewesen sind, die näher an das Vieh, als an den Menschen grenzten. Herr Merian kennt die Griechen nicht.

§. 8.

Auch in Egypten hat Homer die Schreibekunst nicht gelernt. Er ist nicht da gewesen. Was von Egypten in seinen Werken vorkommt, kann er von Schiffern gehört haben. Seine Beschreibungen von der Mündung des Nils passen auf jeden andern Fluß. Il. 17. vs. 263. Die Lage des Pharus ist von ihm falsch beschrieben worden. Daß das Delta vom Nilschlamme angewachsen sey, ist nicht ausgemacht. Die Griechen sind vor Psammetichus Zeit, d. i. vor 670. vor Christo nicht nach Egypten gekommen.

Anm. Dieser §. hat keinen unmittelbaren Einfluß auf meine Absicht, also übergehe ich ihn. Ueber die beyden erstern Einwürfe ist bereits vieles für und wider geschrie-

schrieben worden, der dritte vom Delta ist aber völlig gegründet, wie Bochart sehr gut gezeigt hat.

§. 9.

Hier sagt der Herr Verfasser, daß Homer die Göttin des Gedächtnisses anrufe, um sein Gedächtniß bey Aufzählung der Schiffe zu stärken, und dies sey ein neuer Beweis, daß vor ihm nichts geschriebenes vorhanden gewesen, sondern alles im Gedächtniß bestanden habe. Was Homer gewußt hat, hat er durch die Ueberlieferung. Den Einwand: daß es unmöglich sey, daß Homer so viel Verse habe behalten können, widerlegt er so: daß es Gelehrte gegeben, die ihren Homer im Herzen gehabt haben. Er selbst habe die Aeneide auswendig gewußt. Pic de Mirandola, Tasso, und andere sind Zeugen dieser Wahrheit. Unsere Art zu studiren, zerstreue uns zu sehr, wir wollen zu viel wissen. Homer und seine Rhapsodisten legten sich blos auf das Singen der Gedichte.

Wenn man auch eine schwache Kenntniß des Schreibens zu Homers Zeit zugiebt, so schrieb er doch nicht selbst. Er schrieb nicht auf Pergament, Thierhäute, Papier, alles wurde damals eingegraben, in Stein, Metall, und Holz und andere Sachen. — Schreiben und malen sind viel jünger.

Wenn

Wenn Homer seine Gedichte mit großen phönizischen Buchstaben geschrieben hätte, was müßte das für ein Buch geworden seyn? Er nimmt auch an, daß Homer blind gewesen, daher er noch weniger seine Gedichte hat schreiben können. Odyss. 8, 63, 64.

Hätte Homer seine Gedichte geschrieben, so wäre seine poetische Ader erschlafft, sein Feuer verraucht, sein Genie aufgehalten, und alle seine Schönheiten wären verlohren gegangen.

Anm. Sonst pflegt Herr Merian aus solchen Praemissen zu schließen, daß Homer nicht geschrieben habe, jetzt schließt er auch daraus, daß vor ihm nichts geschriebenes vorhanden gewesen. Beydes aber folgt nicht. Die Anrufung der Göttin ist eine poetische Fiction, die allen Dichtern gemein ist. Hesiodus ruft die Musen beym Anfange seiner Tagewerke an, weil von ihnen der Ruhm des Dichters kommt, und Virgil singt im Anfange seiner Aeneide: Musa, mihi causas memora, und doch haben beyde Dichter ihre Gedichte geschrieben, Hesiodus, ein Zeitgenosse vom Homer, auf bleyerne Tafeln, Pauf. in Boeotic. B. 9, 31. und Virgil auf eine andere Materie. Homer konnte also immer diese Rhapsodie schreiben, und doch die Göttin des Gedächtnisses anrufen, sein Gedächtniß zu stärken, damit er in Aufzählung der Schiffe mit ihrer Mannschaft nicht fehlen.

fehlen möge, und zu viel oder zu wenig setze. Er unterscheidet sich auch selbst von den Musen, mit welchem Nahmen er seine Gedichte belegt, vs. 488. Die Nahmen der Helden sind ihm bekannt, und die will er auch hersetzen, nur die Nahmen der einzelnen Schiffe, und den Nahmen eines jeden Soldaten darauf, weiß er nicht, und die würde auch kein Mensch, wenn er auch zehen Zungen hätte, setzt er zur Amplification der Sache hinzu, hersagen können. Daß nun alles dieses eine Fiction sey, erhellet daraus, daß er die Anzahl der Schiffe und ihrer Mannschaft doch herrechnet. Aus dieser Anrufung geht nun deutlich die Unmöglichkeit hervor, ein solches langes Schiffsverzeichniß mit der Mannschaft lange im Gedächtniß behalten zu können. Und wer konnte es dem Homer nachsingen, und sogleich behalten? Was macht man sich nicht für verkehrte Vorstellungen von den Alten! Das stärkste Gedächtniß, das je in der Welt gewesen, oder noch ist, ist nicht vermögend, eine solche Rhapsodie, als die zweyte der Iliade ist, bey dem Absingen aufzufangen und zu behalten, und nach einiger Zeit einem zweyten oder dritten durch das Absingen wieder mitzutheilen, oder man müßte hier quid pro quo annehmen, und Homers ganzes Werk besteht aus 40,000. Versen. Den Homer im Herzen haben, heißt nicht, ihn von Wort zu Wort in gehöriger Ordnung auswendig wissen, sondern ihn schätzen und ehren, wie Alexander ihn unter seinem Kopfkißen hatte

und darauf schlief. Sollte Herr Merian die Aeneide noch auswendig wissen? Ich zweifele sehr daran. Grotius konnte ein ganzes Regiment vom Generale bis zum Tambour nahmentlich hersagen, aber wie lange? und Lipsius wollte den Tacitus aus seinem Kopfe wieder ersetzen, wenn er noch einmal verlohren gienge, aber gefährlich wäre es für die Wissenschaften, wenn es auf die Probe ankommen sollte. Bey solchen Dingen lauft immer etwas Prahlerey und Eigenliebe mit unter, doch nehme ich den Grotius davon aus, denn dessen Gedächtniß übertraf ohne eigene Prahlerey alles.

Herr Merian will zu Homers Zeit eine schwache Kenntniß des Schreibens zugeben, aber dem Homer solche nicht beylegen, weil er nicht auf Pergament, Thierhäute oder Papier schrieb, sondern damals alles eingegraben wurde. — Schreiben und Mahlen ist viel jünger. Sollte dieser Einwand nicht auf ein Wortspiel hinauslaufen? der Leser mag darüber urtheilen, nach dem, was ich zum 4. §. ausgeführet habe. Herr Merian scheinet sein eigenes französisches Wort ecrire nicht zu kennen.

Was die Schönheiten der Gedichte betrift, die verlohren gegangen seyn würden, wenn sie vom Homer wären geschrieben worden, so ist das ganz umsonst gesagt. Virgils Aeneide, — und wer weiß nicht des ältern Scaligers Urtheil davon? er zog sie der Ilia-

de

de weit vor, — Lucans Pharsalia, Miltons verlohrnes und wieder gefundenes Paradies, Tasso's befreytes Jerusalem, Voltairens Henriade, sind alle im Geist Homers gedichtet, und doch haben sie ihre Verfasser geschrieben. Und was sagt Herr Merian zu dem, bey den Griechen so bekannten vorgeblichen Ausspruch des Apoll? Ἤειδον μὲν ἐγώ, ἐχάραττε δὲ θεῖος Ὅμηρος, d. i. ich habe dem göttlichen Homer die Gedichte vorgesungen, und er hat sie nur geschrieben. S. Cuper. Apotheos. Hom. pag. 61.

§. 10.

Endlich kommt Herr Merian auf die Inschriften, davon einige über Trojens Zerstörung hinausgehen. Er sagt, daß, wenn er sie auch für ächt halte, sie doch nicht beweisen, daß Homer geschrieben habe. Ferner beweisen sie nicht, daß man lange Gedichte geschrieben, und große Werke. Viele dieser Monumente sind falsch, ohne Datum, und aus späterer Zeit.

Anm. Unter allen Inschriften, die wir aus dem Alterthum noch übrig haben, sind einige vorzüglich sehr alt, und daher merkwürdig. Die ersten sind diejenigen, welche Herodot im 5 Buche c. 57. 58. anführt, und die er selbst in Theben in Böotien, in dem Tempel des Ismenischen Apolls mit Cadmeischen Buchstaben auf Dreyfüßen eingegraben, gesehen und gelesen hat,

deren Alter weit über Trojens Zerstörung hinausgeht. Die andern sind diejenigen, die der ältere Fourmont unter den Ruinen zu Amyclä in Laconien gefunden hat, deren Alter auf 873. Jahre vor Christo hinaufsteigt *). Die dritte ist die Sigäische Inschrift, die Chishull in einem besondern Tractat erläutert hat, deren Alter über den Solon, d. i. über 600. Jahr vor Christo hinauf geht. Alle diese Inschriften sind erwiesen ächt, aber, erwiedert Herr Merian, sie beweisen nicht, daß Homer geschrieben, daß man lange Gedichte geschrieben habe. Aber wie folgt doch das? Inschriften und Grabschriften müssen als solche kurz seyn, wie jenes griechischen Mägdchens ihre: Auch ich lebte in Arkadien, sollten die Griechen damals, und zu dieses Mägdchens Zeit auch nicht geschrieben, nicht größere Werke verfertiget haben? Kein Mensch, der richtig denkt, wird aus einer Inschrift die Folgerung ziehen, daß dieser oder jener nicht geschrieben habe. Sie beweiset nur, daß damals die Buchstabenschrift bekannt gewesen, und geschrieben worden ist, und ist dieses, so kann auch dieser und jener geschrieben haben. Wenn Steinhauer Inschriften, die aus Buchstaben und Worte bestehen, in Marmor, Erz, Bley oder Holz haben einhauen und einschneiden können, die doch nur Handwerksleute waren, wie vielmehr die Gelehrten, die ihnen die

In-

*) S. Hrn. Heynens Sammlung antiq. Auff. 1 Stück. S. 93.

Inschriften vorschreiben und geben mußten. Wie man aber die Herodotischen Inschriften, ihres hohen Alters wegen, verwerfen kann, begreife ich nicht, es müßte denn aus Hypothesenliebe seyn. Herodot versichert, sie selbst gesehen und gelesen zu haben, und rückt sie in seine Geschichte auch ein, und der alte ehrliche Mann sollte lügen? Was hatte er für Nutzen davon? da ihn andere Griechen, worunter auch wohl einige aus Theben gewesen seyn mögen, bey der öffentlichen Vorlesung seiner Geschichte, wodurch Thucydides so gar gerührt und bewogen wurde, auch die seinige zu schreiben, auf frischer That ertappen konnten. Auch Pausanias in Böotic. c. 10. bezeuget, daß er den Dreyfuß des Amphitruo, als ein sehr altes Denkmahl in dem nehmlichen Tempel gesehen habe, ob er schon nichts von der Inschrift meldet, die er vielleicht nicht lesen konnte. Hingegen gedenket Aristoteles in Thaumas. akusmat. der *ἀναθήματα τινα ὁμοίȣς ἔχοντα τȣ̀ς ῥύθμȣς τῶν γραμμάτων ἀρχαῖων*, die in dem Tempel des Ismenischen Apolls gestanden haben. Zudem ist es unwidersprechlich, daß es bey den Griechen von den alleraltesten Zeiten her, gebräuchlich war, auf die Geschenke, die man den Göttern weihen wollte, Inschriften zu setzen, die die Ursache dieser Weihung enthielten *). Die amycläischen Inschriften, die in dem 15. Th. der Memoires de literature stehen, und die Barthelemi

 selbst

*) Thucyd. l. 1. c. 132. Aelian. v. h. l. 1. c. 20.

selbst in Augenschein genommen, sie für ächt erkannt, und in dem 23. Theile besagter Memoires erkläret hat, sind nicht kurz, und zeugen allerdings von der Fertigkeit des Steinhauers. Selbst einige Buchstaben sind wegen des engen Raums zusammengezogen, aber doch sehr deutlich, daß also zu der Zeit das Schreiben mit Buchstaben, in Laconien sehr gebräuchlich gewesen seyn muß, weil man sie so geschickt zu verbinden gewußt hat.

Schlieslich sey es mit Troja, ob es je in der Welt gewesen, und mit dem trojanischen Kriege, ob er jemals geführet worden, und selbst mit dem Homer, ob er je gelebet habe, — denn Homer heißt ein Sänger, ein Barde, — woran man jetzo zweifelt, beschaffen, wie es will, so zeigen doch die Acta in denjenigen Gedichten, die wir unter seinem Nahmen kennen, so wie sie liegen, daß der Verfasser derselben die Schreibekünst gekannt, und man dieselbe nach seinem Zeugnisse so wohl zu Trojens als Homers Zeit bey den Griechen gebraucht habe.

Sechstes Hauptstück.

Von den Aufschriften, den Versiegelungen und Versendungen der Briefe.

Zu den Briefen gehören noch die Aufschriften, oder Addressen, die Versiegelungen und Versendungen derselben, ehe sie an ihre Behörden gelangen können. Von diesen drey Erforderníssen will ich noch kürzlich reden. Wie die alten Morgenländer ihre Briefe addressirt und überschrieben haben, davon habe ich keine Nachricht auffinden können. Jedoch da die Sitten und Gebräuche der heutigen Orientaler den alten Sitten ihrer Vorfahren so ziemlich gleich sind, und sich nur wenig abgeändert haben, so kann man sie auch mit allem Rechte hier brauchen. Der Herr Justizrath Höst hat zwar in seinen Nachrichten von Marokko und Fes, von Seite 224 bis 232 verschiedene Briefe der heutigen Mauren angeführt, wo Gruß, Unterschrift und Siegel mit vorkommen, dergleichen auch in Arvieux Reisebeschreibung häufig anzutreffen sind, aber von ihrer Zusammenlegung, Versiegelung und von ihren Ueberschriften oder Addressen, sagen beyde nichts. Der Brief des kaiserlichen Prinzen an den Herrn Höst selbst, S. 231, hat zwar eine Aufschrift: An den

Consul Höst von Dännemark, da sie aber mit in dem Briefe selbst enthalten ist, und der gewöhnliche Eingang der Mahomedaner vorangeht, und der Gruß gleich unmittelbar auf die Addresse folgt, so bin ich ungewiß, wohin ich die Addresse ziehen soll. Die Maurischen Schriftzüge auf der obern Hälfte der 29sten Kupfertafel sind mir nicht geläufig, weil ich keine Gelegenheit gehabt habe, Handschriften zu sehen und darin unterrichtet zu werden. Harmar in seinen Beobachtungen über den Orient, Th. 2. S. 221, hat über diesen Gegenstand noch einiges Licht verbreitet. Es ist im Morgenlande gewöhnlich, schreibt er, gemeinen Leuten Briefe offen zu übersenden, besonders wenn Höhere an Niedrigere schreiben, wie der Brief des persischen Satrapen Sanneballat an den Nehemias, c. 6, 5. davon zum Beyspiele dienen kann, und dieses pflegen auch die Türken zu thun. Mit Briefen an Vornehmere verhält es sich anders. Diese werden in einen Beutel von goldenen oder silbernen Zeuge, von Brocad, oder von Tuch mit Gold durchwirkt, oder von Atlas eingeschlossen. Th. 3. S. 450. Sie werden nicht zusammengelegt und gefaltet, wie bey uns, sondern zusammengerollt, weil ihr Papier sich leicht abreibt. Das egyptische Schilfpapier wird stark bey ihnen gebraucht, und weil dasselbe sehr zerbrechlich ist, so rollt man alle solche Schriften auf. Beim Pocock in seiner Beschreibung des Morgenlandes S. 292 findet

findet man eine Abbildung eines türkischen Briefes, in einen atlaßenen Beutel gesteckt, mit einem daran befestigten und versiegelten Papier, worauf die Addresse geschrieben steht, nebst einer elfenbeinernen Kapsel, welche mit angesiegelt ist. Ueberhaupt kommen Aufschriften auf Briefen in den Schriften der Alten, sie seyen Morgenländer, Griechen oder Römer, sehr sparsam vor. Lipsius hat in seiner Anweisung zum Briefschreiben c. 4. nur ein einziges Beyspiel bey den Griechen aus dem Plutarch im Leben Dions auftreiben können, wo ein Sohn an seinen Vater schreibt, und die Addresse so abgefaßt hat: dem Vater von Hipparinus. Eben so kurz waren sie bey den Römern. Bey dem Cicero kommt auch nur eine vor: des Marco Curio *). Welcher auffallende Unterschied sowohl nach Aufschrift, als Sprache zwischen der Gewohnheit der alten und der heutigen Welt! Die Alten überschrieben ihre Briefe in eben der Sprache, in der sie redeten und schrieben, und dies thun die Italiener, Franzosen, und andere Nationen noch. Nur die Teutschen lieben das Gegentheil. Entweder sie glauben, der Brief komme nicht zurecht, wenn er nicht eine französische Addresse hat, oder es lasse nicht vornehm genug, teutsche Aufschriften zu brauchen, zumal wenn man an einen großen Herrn schreibt. Beyde Gründe sind aber äußerst schwach. Ich glaube, daß die teut-

*) Cic. ad Attic. l. 8. ep. 5.

sche Aufschrift: dem Könige, oder an den König, ohne allen Zusatz, eben so Kraft- und Bedeutungsvoll ist, als das französische: Au Roi, und ein Staatsminister verliert nicht das geringste an seiner Würde und Ansehn, wenn die Aufschrift des Briefs teutsch und so gefaßt ist: des Königl. wirklich geheimen Staatsminister, Herrn — Grafen — Freyherrn — von — Excellenz, des großen Geschwirres von Titeln und Ehrenzeichen nicht zu gedenken, die sich auf Briefen, als schriftlichen Unterredungen, statt der mündlichen, gar nicht schicken, sondern für Urkunden, Diplome, Verträge und andere solenne Handlungen gehören. Die Erfahrung hat auch nur gar zu oft gelehret, daß der Ueberbringer oder Bote des Briefs wider sein Verschulden in Verlegenheit gesezt wird, wenn er einen Brief nach seiner Ueberschrift in einer Sprache bestellen soll, die er nicht versteht, und also unrecht abgiebt, zumal wenn es der Namen mehrere, oft vom gleichen Charakter, an einem Orte giebt. Da der Herr geh. Justizrath Pütter schon von den teutschen Aufschriften auf teutschen Briefen ausführlich geschrieben hat, so will ich nichts mehr davon sagen. Genug, die Teutschen haben das Beyspiel aller andern Völker wider sich.

Die Versiegelung der Briefe gehört mit zum Wesen derselben, sowohl in Absicht der Absender und Empfänger,

ger, als der Boten. Sie gründet sich auf das Natur- und Völkerrecht, nach welchem man in die Geheimnisse eines andern, ohne dessen Erlaubniß, nicht sehen darf. Die Völker haben unter sich stillschweigend den Vertrag gemacht, versiegelte Briefe von keinem andern öffnen zu lassen, als von denjenigen, an welche sie addressirt und überschrieben sind *). Sie sind daher heilig und unverletzlich, weil sie in gewisser Maaße den Charakter einer öffentlichen Gesandtschaft an sich tragen, und die Postbedienten die öffentlichen und treuen Beförderer derselben seyn sollen. Die Welt ist auch nicht mehr die alte, wo Gerechtigkeit und Friede, Treu und Glauben, Hand in Hand gepaart gingen. Sie ist jezt zu gefährlich. Die Geheimnisse des Staats, der Familien, und auch einzelner Personen müssen keine andere wissen, als denen es zu wissen nöthig ist. Oft ist an dem Inhalte derselben das ganze Wohl und Weh des Staats, der Familien und eines Einzigen gelegen, deren Bekanntwerdung schlechterdings nicht gestattet werden kann. Auch das Interesse der handelnden Welt kommt hierbey in Betrachtung. Man entdeckt keinem gern die Quellen, woher uns der Reichthum zuströmet. Dieser ist ohnedies des Fleißes Lohn. Diese Wahrheiten dringen sich einem jeden von selbst schon so auf, daß ich sie nicht weiter ausführen darf. Es sind aber doch auf den Postämtern gewisse Fälle erlaubt, wo die Briefe dürfen

*) Puffendorf de jure Nat. et Gent. l. 4. c. 1. §. 18.

fen geöffnet werden, von den unerlaubten will ich hernach reden. Zu jenen gehören die zurückgekommenen oder sogenannten Retourbriefe, davon die Empfänger entweder nicht haben ausgemittelt werden können, oder von dem Orte weggezogen, oder schon verstorben sind. Weil man nun öfters nicht weiß, woher solche Briefe gekommen sind, so werden sie gemeiniglich geöffnet, um den Ort ihrer Absendung zu erfahren. Selten bleiben sie aber dabey ungelesen, wenn auch ihr Inhalt nichts werth ist. Allein der Grund der Eröffnung mag auch solchergestalt beschaffen seyn, wie er will, so steht er doch den Correspondenten nicht an, und kann ihnen auch auf keine Weise gefallen. In diesem Fall würde mancher wünschen, lieber nicht geschrieben zu haben, als das, was er geschrieben hat, verrathen zu sehen. Es laufen ja manchmal ganz sonderbare Dinge mitunter. Diesem Uebel abzuhelfen, wäre es gut, wenn man dagegen zwey Mittel einführte, die allein hinlänglich sind, ihre Oeffnung zu heben. Einmal, ein wöchentliches, oder monatliches Verzeichniß von solchen zurückgekommenen Briefen nach ihrer vollständigen Addresse, öffentlich vor das Posthaus auszuhängen, damit die Einwohner des Orts davon Nachricht bekommen, und dann für die Auswärtigen dasselbe in die öffentlichen Blätter zu gleichem Zwecke setzen zu lassen, und würden sie in drey Monaten nicht abgefordert, sie sodann ohne Eröffnung sämmtlich zu verbrennen. Außer diesen erzählten

zählten Fällen von Eröffnung der Briefe, giebt es noch andere, von der General-Postdirection eines Landes auf Erfordern und Ansuchen des Staats manchmal besonders anbefohlne Fälle, als 1) bey einer dem Staate gefährlichen, oder sonst verdächtigen Correspondenz eines Partikuliers mit auswärtigen theils offenbar, theils heimlich feindlichen Orten; 2) bey großen Banquerouten, wobey der Staat mit verliret; 3) bey dem Verdacht einer gemißbrauchten Rubrik von herrschaftlichen freyen Sachen, und 4) bey den verbotenen Einschlüssen mehrerer versiegelten Briefe an verschiedene Personen des Orts, deren heimliche Austheilung offenbar wider das Post-Regale läuft. Diese Fälle gehen mich hier nichts an, und es ist Recht, daß solche Briefe eröffnet werden, und gemeiniglich geschieht es noch im Beyseyn der Absender oder Empfänger.

Was die unerlaubte Eröffnung der Briefe betrifft, so rechne ich dahin, nicht nur jede listige Ausspürung ihres Inhalts ohne Verletzung des Siegels, sondern auch jede künstliche Eröffnung und Wiederversiegelung, und dann jede gewaltsame Entsiegelung derselben. Die Klagen über diese drey Arten sind schon sehr alt. Es giebt solche neugierige Seelen, die sich am liebsten nach den Familien-Geheimnissen anderer umsehen, um dadurch die Nachfrage ihrer eigenen zu verhüten, die Briefe in viele Krümmungen beugen, bis sie

eine

eine Ritze finden, wo sie etwas ausspüren können. Als wenn die Briefe nicht darum verschlossen wären, damit sie solche Späher nicht lesen sollen! Von der künstlichen Eröffnung und Wiederversiegelung hat schon Lucian verschiedene angestellte Versuche schriftlich hinterlassen*). Der Staatssecretair der Königin Elisabeth von Engelland, Lord Walsingham, soll jeden Brief haben lesen können, ohne das Siegel zu verletzen. Man hat in Engelland eine Masse, die, wenn sie weich gemacht wird, das Siegel des Briefes vollkommen in sich abdruckt und annimmt, und wenn sie hart geworden ist, wieder als Siegel gebraucht werden kann. Das Convert an der einen Seite fein aufzuschneiden, wie ich wohl Verordnungen gelesen habe, ist gewiß kein künstliches Mittel. Endlich ist die gewaltsame Eröffnung eines Briefes durch Erbrechung des Siegels, die allerunstatthafteste, und alle angeführten drey Arten sind schnurstracks dem Vertrage zuwider, den jeder Correspondent mit der öffentlichen Landespost, und der daher entspringenden Sicherheit und Unverletzlichkeit seiner Briefe gegen das festgesetzte Postgeld stillschweigend gemacht hat. Mich dünkt, es gereiche keinem Postamte zur Ehre, wenn ein Correspondent, er sey hoch oder niedrig, Vermuthungen wider dasselbe hat, daß seine Briefe darauf vor Nachspürungen und Entsiegelungen nicht sicher sind, wie sich Swift über die englischen in diesem Stücke in

*) In Pseudom. c. 21. Tom. 2. p. 228. edit. Reiz.

in einem seiner Briefe an Popen sehr beschwerte. Es haben aber alle Postordnungen, die ich kenne, schon die weise Vorsehung gethan, daß dergleichen Verbrecher, die sich eine dieser drey Arten, oder alle drey haben zu Schulden kommen lassen, nachdrücklich und nach der K. Pr. Postordnung mit der Infamie bestraft werden sollen, obgleich in praxi bey eintretenden Umständen immer anders erkannt wird. Denn die Rechtslehrer nehmen hierbey verschiedene Grade des Verbrechens an. Entweder erbricht man einen Brief aus bloßer Neugier, um ihn für sich zu lesen, oder giebt ihn auch einem andern, als eine Neuigkeit, zum lesen hin, und dieser ist entweder ein Postbedienter oder ein Fremder; oder man hat einen bösen Zweck dabey, dem Absender oder Empfänger des Briefes dadurch Schaden zuzufügen, welcher Schade denn wieder groß oder klein seyn kann. Diese Handlung nennen sie ein crimen stellionatus, oder ein Laster der Untreue und stellen dessen Bestrafung dem richterlichen Ermessen anheim. Dieser Richter geht nun noch tiefer in die Unterscheidungen ein, und sieht dabey auf die Person und den Stand des Verbrechers, und ob er die Absicht oder das Vermögen zu schaden wirklich gehabt habe, oder nicht, und was dergleichen Fragen mehr sind, so daß zuletzt aus dem ganzen Verbrechen eine bloße Unhöflichkeit wird, die mit einem Verweise los kommt, die aber doch der König von Frankreich, Ludwig XVI. mit der Absetzung des

Schul-

Schuldigen bestrafte. Doch dem sey, wie ihm wolle, das Beste ist, man verehre und beobachte die Gesetze und Pflichten der menschlichen Gesellschaft, und bekümmere sich nicht um fremde Dinge, so wird alles in Ordnung bleiben. Zum Beschlusse dieser Materie will ich noch den Cicero, beydes einen großen Staatsmann, als vortreflichen Briefsteller, anführen, und ihn selbst reden lassen, wie er sich darüber ausgedrückt und selbst benommen hat. In einer seiner Reden wider den Antonius schreyt er über Gewalt und Unrecht, das in ihm der ganzen menschlichen Gesellschaft zugefüget worden, da sein Feind, der Antonius, die an ihn geschriebenen Briefe desselben öffentlich bekannt gemacht hatte. „Er las selbst einen Brief vor, sagt Cicero, den er von „mir empfangen zu haben vorgab. Welch ein Mensch „ohne Menschlichkeit, und der nicht weiß, was leben „heißt! Wer hat wohl jemals, der nur einigermaßen „die Welt kennt, und mit rechtschaffenen Leuten umge„gangen ist, die Briefe eines Freundes, wenn hernach „eine Uneinigkeit zwischen beyden entstanden ist, öffent„lich bekannt gemacht und abgelesen? Was ist dies an„ders, als allen Umgang aus der Welt verbannen, „wenn man die schriftlichen Unterredungen abwesender „Freunde aufhebt? Wie viel scherzhaftes schreibt man „sich nicht einander in Briefen, das, wenn es gemein „gemacht wird, andern läppisch vorkommen muß, und „wie viel ernstliches und wichtiges, das nicht bekannt

„gemacht

„gemacht werden darf“? *) Ganz recht! Aber an einem andern Orte that er es doch selbst, aus Neugier, sagt er, mit den Briefen seiner Freundin an ihren Vater, die ihm zur treuen Beförderung waren zugestellt worden, absluli, aperui, legi. Welcher Charakter des Mannes! Die Neugier ist es eben, die hier zum Verbrechen wird.

Der Bothengebrauch zur Versendung der Briefe ist bey allen Völkern und Nationen in der Welt der erste gewesen, und allen nachfolgenden möglichen Einrichtungen einer Postanstalt vorhergegangen. Dies bewähret die Geschichte. Er hat aber auch seine großen Mängel. Ich will einige davon kürzlich berühren, und damit dieser Abhandlung die letzte Grenze stecken. Der Bothengebrauch ist unbequem, unsicher und gefährlich. Eine der ersten Unbequemlichkeiten ist, daß man ihn nicht schicken kann, wenn man will, sondern warten muß, bis man kann. Alle Menschen, die doch zuweilen schreiben müssen, und wollen, können sich nicht ihre eigene Bothen halten. Nur den Reichen und Begüterten ist es als ein Glanz ihres Reichthums gegeben, sich deren viele oder wenige zu halten. Die bey den Römern dazu angestellet waren, um die Briefe ihrer Herrschaften an Ort und Stelle zu bringen, hießen die Briefbothen des Hauses, Tabellarien der Familie **), so genannt von den hölzernen, elfenbeinernen, silbernen oder golde-

*) Orat. Philip. 2. c. 4. et ad Attic. l. 5. epist. 11.

**) Cic. ad fam. l. 2. ep. 7.

goldenen Tafeln, darauf die Briefe geschrieben waren. Die Briefbothen des Caesars, Labienus, Balbus, Cassius, Attikus, und des Cicerons selbst, und andere sind bekannt. Die Römer hatten zwar auch viele Sclaven, deren sie sich im Nothfall zu Briefbothen bedienen konnten. Sie nahmen aber nicht gerne solche Sclaven dazu, deren Beruf es nicht war, sich mit Briefen verschicken zu lassen. Nur solche, die die Wege kannten, treu in ihren Bestellungen, und dabey im Schreiben und Lesen erfahren waren, nahm man dazu. Man forderte diese Eigenschaften deswegen von ihnen, damit sie dem Empfänger von diesen oder jenen Dingen, wornach er etwa fragen möchte, die gehörige Auskunft geben konnten. Ein solcher gelehrter Briefbothe war der Dionysius des Cicero, der zugleich die Stelle eines Lehrers und Hofmeisters bey dem jungen Cicero versah*). War kein ordentlicher Briefbothe zu Hause, dann nahmen die Römer erst andere Sclaven dazu, und dann merkten sie es doch noch in den Briefen selbst, als etwas außerordentliches an**). Außer diesen Haus- und Familienbothen, hielten sich noch gewisse Gesellschaften von Pächtern öffentlicher Staatsgefälle, von Künstlern, Handwerkern, Kaufleuten und Gelehrten, eine gewisse Anzahl eigener Bothen, die den Nahmen der Gesellschaftsbothen trugen, und öffentlichen Schutz hatten. Zu diesen Bothen, zu guten Freunden, zu Clienten, u. s. w. mußten

*) ad Attic. l. 7. ep. 4. 7. l. 8. ep. 10. **) l. 8. ep. 5.

mußten einzelne Personen, wenn sie etwa Briefe hiehin oder dorthin schicken wollten, jedesmal ihre Zuflucht nehmen, und sich dabey nach der Zeit ihrer Abreise erkundigen. Mit dieser Sorge war noch eine andere verknüpft. Die Bothen eilten oft sehr zur Zurückreise. Cicero klagte nicht selten, daß er Sachen von der größten Wichtigkeit, die man von ihm zu wissen verlangt hatte, nicht ausführlich genug habe schreiben können, weil die Bothen so sehr eilten, und manchmal ohne ihn zu fragen, sich auf die Rückreise gemacht hätten. Wollte man diesem Uebel zuvor kommen, so schrieb man nicht nur im Voraus Briefe, um sie, so bald sich eine Gelegenheit dazu darbot, verschicken zu können; sondern man ward auch gezwungen, gleichsam Diaria, oder Tagebücher zu halten, und darin alles einzutragen, was sich merkwürdiges zugetragen hatte, das dem Staate und der Republik zu wissen nöthig war. Daher kam es, daß oft ganze Sammlungen von Briefen eines einzigen Correspondenten zu gleicher Zeit abgiengen, und der wichtigste Brief so lange zurück blieb, als der, der nichts zu bedeuten hatte. Wie nachtheilig aber für das allgemeine und eines jeden Beste, dieser Bothengebrauch ist, liegt ohne mein Erinnern am Tage.

Doch dies ist noch nicht alles. Eine andere nicht weniger wichtige Sache ist die Besorgniß, daß unsere Briefe in den Händen eines Bothen nicht sicher sind, nicht an Ort und Stelle kommen, verlohren gehen, aufgebro-

chen, gelesen und weggeworfen werden. Die Römer nahmen zwar von ihren Sclaven oder Freygelassenen jedesmal die treuesten zu ihren Briefbestellungen. Aber wie oft klagen sie auch nicht über den Verlust ihrer Briefe? Cicero jammert, daß er beynähe keinen Bothen mehr habe, dem er seine Briefe sicher anvertrauen könne. Er ruft Verzweiflungsvoll aus: Wo finde ich einen treuen Bothen für meine Briefe! Bald geht einer verlohren, bald wird der andere aufgefangen und der dritte wird, wenn er nur etwas stark ist, von dem Ueberbringer selbst geöffnet und gelesen *). Er hatte kein Zutrauen mehr zu dem Dionysius. Er war bestochen, brach die Briefe auf, las sie, gab sie geflissentlich unrecht ab, oder warf sie weg.

In Dingen, die nicht viel auf sich haben, kann man den Verlust eines Briefes noch verschmerzen. Cicero scherzte über die verlohren gegangene Erigone, ein Trauerspiel seines Bruders, das er ihm aus Gallien zugeschickt hatte, aber von dem Bothen verlohren ward. Allein mit Briefen von der äußersten Wichtigkeit, von einem beträchtlichen Inhalte ist es ganz anders. Das größte Unglück kann aus deren Verlust für den einen oder den andern entstehen. Casaubon hatte einstmals einen Brief von einem sehr mißlichen Inhalte über die zu seiner Zeit in Frankreich ausgebrochenen Unruhen an einen vornehmen Mann geschrieben, und darinn gewisse Personen am französischen Hofe so kenntlich gemahlt, daß sie

*) Cic. ad Attic. l. 1. ep. 13.

sie nicht verfehlt werden konnten. Diesen Brief gab er dem Bothen jenes Herrn mit zurück, aber er ging verlohren. Als Casaubon solches erfuhr, ward er darüber sehr unruhig. Er hielt es schon für gewiß, wenn der Brief wiedergefunden werden, und in unrechte Hände kommen sollte, sich und seine Familie Zeitlebens dadurch unglücklich gemacht zu haben. Solche Briefe sind überhaupt gefährlich. Indessen wenn kein Verdacht wider den Absender eines solchen Briefes da ist, wenn er blos historisch ist, und die Absicht hat, die lebende und künftige Welt von den wahren Triebfedern eines Staats, der Ströhme von Blut über das Land fließen läßt, weil ein Theil seiner Bewohner von gewissen Lehrpuncten der alten Religionsbekenntnisse abzugehen für gut gefunden hat, nicht ganz ununterrichtet zu lassen; so ist die Gefahr des Verlustes doch nicht so groß. Auf alle Fälle würde ich hiebey die Posten, wenn sie da sind, dem Bothen allemal vorziehen, und denselben meine Briefe sicher übergeben*).

*) Man sehe den Hert de commeatu literar. im 1 Th. seiner Werke S. 335. wo mehrere Beyspiele von verlohrnen, erbrochenen Briefen aus der neuern Geschichte anzutreffen sind. Urias gab seinen Todesbrief getreulich ab, Bellerophon auch. Motalamenes und Taraphah beym Pocock in specim. histor. Arab. pag. 345. trugen auch dergleichen Briefe. Jener erbrach ihn, und rettete sich mit der Flucht, dieser gab ihn richtig ab, und mußte sterben. Im Jahr 1782. wurde der Secretaire des päbstlichen Nuntius bey Anwesenheit des Pabstes in Wien mit Briefschaften an einen gewissen Bischoff in Italien abgeschickt, dem er

Noch eine weit traurigere Geschichte hat sich durch Verwechselung zweyer Briefe, und durch die unrichtige Abgabe derselben, von dem Bothen, in der Person der Churfürstin Maria, Ludewigs des Strengen, Churfürsten und Herzogs in Bayern, Gemahlin zugetragen. Diese schrieb in Donauwerth, wo sie sich damals aufhielt, zwey Briefe, den einen an den Churfürsten, ihren Gemahl, der am Rhein mit seinem Kriegesheere stand, und den andern an den Rhaugrafen Heinrich, der sie manchmal besucht hatte, und gleichfalls in der Gegend des Rheins wohnete. Beyde Briefe versiegelte sie mit einem Petschaft, und zwar den an ihren Gemahl mit schwarzem Wachs, und den an den Rhaugrafen mit rothem. Jeder Brief hatte seine besondere Addresse. Beyde übergab sie einem Bothen zur Bestellung, und sagte ihm noch außerdem, daß der mit schwarzem Wachs gesiegelte an ihren Gemahl, und der mit rothem an den Rhaugrafen gehöre. Der Bothe muß des Schreibens und Lesens ganz unerfahren gewesen seyn, und auch den ihm bemerklich gemachten Unterschied des Siegelwachses vergessen haben, sonst hätte die Verwechselung zweyer Briefe, und das daraus erfolgte Unglück unmög-

er sie selbst überreichen sollte. Der Secretair reiste ab. Auf der ersten Station erbrach er die Briefe, und da er darin fand, daß er sollte in Verhaft genommen und nach Rom geschickt werden, verbarg er sich so lange, bis der Pabst abgereist war, und dann ging er nach Wien zurück, und erhielt Schutz. Ich möchte wohl wissen, was in diesen Fällen am rathsamsten sey? das ist eine quaestio conscientiae.

unmöglich geschehen können. Aus Unwissenheit also über-gab er dem Churfürsten Ludewig denjenigen, den er dem Rhaugrafen hätte geben sollen. Gleich die Aufschrift brachte den Churfürsten, der ohnedies ein hitziger Herr von 27 Jahren war, in Bewegung. Da er nun auch den Brief erbrach, und bedenkliche Ausdrücke darin fand, die aber nach dem Zeugniß aller Geschichtschreiber einen andern, ganz unschuldigen Bezug hatten; so gerieth er in Eifersucht, und glaubte, daß seine Gemahlin ihm untreu geworden, und mit dem Rhaugrafen, nach damahliger bösen Sitte, sich beredet hätte, ihn aus dem Wege zu räumen. Seine Eifersucht verwandelte sich nun in Zorn und Wuth. Statt dem Bothen ein Bothenlohn zu geben, erstach er ihn auf der Stelle. Hierauf setzte er sich zu Pferde, und ritte in Begleitung einiger Herrn, in vollem Eifer nach Donauwerth. Den Befehlshaber des Schlosses, der ihm zum Empfange entgegen kam, ließ er durch einen seiner Trabanten gleich niederstechen, ließ einen Scharfrichter herbey rufen, eilte mit diesem zu seiner Gemahlin. Nach einer kurzen Anrede und gemachten Vorwürfen ihrer Untreue, befahl er dem Scharfrichter, ihr den Kopf vor die Füße zu legen. Die Gemahlin fiel zur Erde, weinte die bittersten Thränen, und nahm Himmel und Erden zu Zeugen ihrer Unschuld. Auch die Königin Elisabeth von Sicilien, seine Schwester, in deren Gesellschaft und unter deren Aufsicht die Churfürstin lebte, bat für das Leben derselben, und bezeugte ihre Unschuld. Es half nichts. Die Churfürstin fiel durchs Schwerd,

Schwerd, und zwar in Gegenwart ihres Gemahls. Hiermit noch nicht zufrieden, stieß er selbst einer Hofdame, der Eulicke von Bremberg den Dolch in die Brust, daß sie todt zur Erde fiel, weil er glaubte, daß sie um das Verständniß seiner Gemahlin Mitwissenschaft gehabt hätte, und aus gleicher Ursache, ließ er ihre Oberhofmeisterin, eine alte Dame, von dem Schloßthurme herabstürzen. Also fünf Mordthaten um eines unrecht bestellten Briefes willen! Welche barbarische Zeiten! Dies alles geschah im Jahr 1256. den 18ten Januar. Dieses fünffachen Mords wegen führt Ludwig in der Geschichte den gelinden Beynahmen des Strengen *).

*) Adlzreiter annal. Boic. gent. Part. 1. l. 24. col. 640. Toelneri histor. Palat. c. 19. p. 402. Aventin. annal. Bojor. l. 7. p. 664. Diese Schriftsteller gehen aber in Ansehung des Siegelwachses von einander ab. Aventin, als der älteste, und aus ihm Töllner, schreiben, daß der Brief an den Churfürsten mit schwarzem Wachs, und der an den Rhaugrafen mit rothem, dagegen Brunner und Adelsreuter melden, daß jener mit rothem und dieser mit schwarzem Wachs versiegelt gewesen. Jenes glaube ich um so mehr, da der Bothe, als er den Unterschied der Briefe nach dem bemerklich gemachten Siegelwachs vergessen hatte, den roth gesiegelten als anständiger und schicklicher für den Churfürsten, als Gemahl der Maria, als für den Rhaugrafen, gehalten haben wird.

Verbesserungen einiger Druckfehler.

S. 43. 8 v. u. statt: des Bluts, ließ: der Bluts
, 14 , 8 v. o. st. und darüber, l. um darüber.
, 32 , 1 oben st. Veränderung, l. Verwunderung.
, 72 , 3 v. u. st. auszuführen, l. anzuführen.
, 79 , 1 v. u. st. stießen, l. stoßen.

Die noch übrigen in den folgenden Bogen, wolle der geneigte Leser selbst zu verbessern belieben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Amelang, Johann Gottfried,

Von dem Alterthum der Schreibekunst in der Welt, besonders zu Briefen, und insbesondere von der Correspondenz im Homer

Leipzig 1800

Graph. 4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10431037-1
VD18 10618708